Die Zukunft.

Berlin, den 14. Oktober 1899.

Minenkrieg.

Mine: so nennt die Sprache der Technik ein unter der Erdoberfläche schlummerndes Erz- oder Steinlager, dessen Ausbeutung Gewinn verheißt. Die moderne Strategie nennt Mine eine verborgene Sprengstoffmenge, die, sobald sie zur Explosion gebracht wird, ihre Umgebung zerstören muß. Im Börsenjargon bezeichnet das schon den altgriechischen Kapitalisten geläufige Wort eine Gruppe von Spekulanten, die „auf der selben Seite liegen;“ sie sind Mineure, wenn sie à la hausse, und Contremineure, wenn sie à la baisse spekuliren. In jeder dieser verschiedenen und doch so verwandten Bedeutungen ist der Feldzug, den England jetzt gegen die Südafrikanische Republik, den bis 1884 Transvaal genannten Freistaat der holländischen Buren, führt, ein Minenkrieg. Es ist ein Krieg um die Goldminen des Witwatersrand und der Barberton-Felder. Er wird seit Monaten mit den Börsenwaffen der Haussiers und Baissiers geführt; und die dem flüchtigen Blick unverständliche Thatsache, daß ein militärischer Zusammenstoß immer wieder verzögert wird, ist nicht nur aus dem Wunsch der Briten, eine möglichst starke Truppenmacht an der Grenze des Gegners zusammenzuziehen, sondern auch aus der beide Lager beherrschenden bangen Sorge zu erklären, wie die Vorbereitung zum blutigen Strauß auf die Kurse des Minenmarktes wirken wird. Die Stollen, Minenherde und Schleppschachte sind schlau angelegt; man hat eben, seit in einer primitiven Form des Minenkrieges die Römer Veji eroberten, Allerlei gelernt: man hat das Dynamit und die Börsenpresse erfunden. So wird jetzt denn eifrig die beschwichtigende Versicherung ausposaunt, die Goldsharesbesitzer hätten von den südafrikanischen Wirren nichts zu fürchten, weil einem etwa eintretenden Niedergang der Minen-

industrie und der Kurse bald ein riesiger Boom folgen müsse. Einen solchen Boom möchte natürlich Jeder gern mitgenießen; und wenn die Furcht, es bis dahin nicht aushalten zu können, da oder dort die Schwachen zum Abstoßen der Shares treiben sollte, so werden „starke Hände" bereit sein, das frei gewordene Material schleunigst aufzukaufen und bis zum Anbruch hellerer Tage in den Geldschrank zu legen. Es handelt sich um eine Industrie, die in den kaum sechzehn Jahren ihres Blühens auf die Währungpolitik und die Besitzverhältnisse der größten Reiche eine ungeahnte Wirkung geübt hat. Die Gewinne aus der Gegend des Witwatersrand haben den Mutterboden der englischen Gentry gründlich umgepflügt: Familien, die vor zehn Jahren noch als sehr reich galten, sind in den Hintergrund gerückt und können sich neben dem Glanz der neuen Pfundmillionäre gar nicht mehr sehen lassen; Herr Alfred Beit, der in den achtziger Jahren als halb verlorener Sohn von Hamburg nach Afrika ging, hat heute ein größeres Einkommen als der londoner Rothschild; und dieser schnelle Siegeslauf eines pfiffigen Waghalses ist durchaus nicht vereinzelt. Man kennt die Indigestionen, die Frankreichs Kapitalisten und kleine Rentner sich durch die Ueberfütterung mit Minenaktien zugezogen haben, und zeigt in Berlin und Hamburg mit dem Finger auf die Leute, die, weil sie rechtzeitig dans le mouvement waren, Millionenprofite einstreichen konnten. Und dabei ist die Zeit noch nicht allzu fern, wo man die ganze Sache für Schwindel hielt, die Gerüchte von riesigen Goldfunden belächelte und in den Transvaal-Shares eine neue Auflage der Mississipi-Aktien Laws sah ... Das Alles muß man sich ins Gedächtniß zurückrufen, um das Interesse zu begreifen, das in allen Ländern der westlichen Menschenwelt diesem Minenkrieg entgegengebracht, und die Spannung, womit überall die Nachricht erwartet wird, ob die Zündschnur schon in Bewegung gesetzt worden ist, um in der Kammer die Explosion zu bewirken.

Vielleicht ist, wenn diese Zeilen gelesen werden, der erste Schuß schon gefallen; vielleicht geht es auch noch einmal unblutig ab. Zu vermeiden ist dieser Krieg nicht und der kluge Gabriel Hanotaux, einer der feinsten Köpfe, die sich in Europa jetzt mit der groben politischen Arbeit beschäftigen, hatte Recht, als er neulich sagte, auch ohne Krügers eigensinnige Zähigkeit und ohne die rücksichtlose Brutalität der Herren Rhodes und Chamberlain würden die Verhältnisse zur Entscheidung auf dem Schlachtfelde drängen. Das Reich der Königin und Kaiserin Viktoria ist das größte, das die uns bekannte Weltgeschichte je sah; es ist dreimal größer als Europa, umfaßt den fünften Theil der Erdoberfläche und zählt ein Viertel der Menschheit zu seinen Bürgern.

In dieser ungeheuren Machtstellung sehen die Briten, die nie unter der Bescheidenheit der Lumpen litten, nur den Ausdruck eines ihren politischen Tugenden entsprechenden Erfolges. Was Augustinus von den Römern sagte, sagt oder denkt jeder echte Sohn Albions von dem Weltreich der Briten: die Vorsehung habe sie zur Herrschaft über die Menschheit berufen, um ihre hohe Weisheit, ihre unbeirrte Beharrlichkeit und straffe Selbstzucht zu belohnen. Darf man sich wundern, wenn ein so starkes und so stolzes Volk, dem die Imperial Federation League und die Vorkämpfer des Greater Britain neue Ziele gezeigt haben, den zähen Widerstand eines kleinen und rückständigen Bauernstammes nicht gelassen hinnehmen mag? Alles Gerede über das Wahlrecht der uitlanders und über die Nothwendigkeit wirthschaftlicher und sozialer Reformen in der Südafrikanischen Republik ist ein leicht zu durchschauender Vorwand. England will von Capetown bis Kairo unumschränkt herrschen. Deutschland hat es ohne besondere Mühe dupirt; Frankreich ist aus Egypten verdrängt und bei Faschoda gedemüthigt worden; Italien ist keine Großmacht mehr und zu jeder expansiven Politik einstweilen unfähig; und mit dem schlecht verwalteten Kongostaat wird man sich über kurz oder lang abfinden können. Das Prestige des angelsächsischen Herrenvolkes wäre, nicht nur im Süden Afrikas, empfindlich geschädigt, wenn es ihm nicht gelänge, den kleinen Stamm der Buren zu beugen. Dieser Stamm hat die Eigenschaften, die unser Zeitungsprachgebrauch „reaktionär" nennt. Die Weinburen, Kornburen, Trekburen, Viehburen sind Leute, die sich auf ihren Geschäftsvortheil sehr gut verstehen, von moderner Entwickelung und solchem Teufelszeug aber nichts wissen wollen und denen es gar nicht behaglich ist, die in anderen Ländern gescheiterten Existenzen in ihre Gemeinschaft aufzunehmen und Spekulanten und Spielern Bürgerrechte zu gewähren. Dieser Drang, sich abzuschließen, nach altväterischer Weise zu leben und von der neumodischen Wandlung nur den klingenden Profit einzuheimsen, hat zu offenbarer Ungerechtigkeit geführt; denn die Fremden, die für den Wohlstand des Landes so viel gethan haben, können auch die Rechtsstellung vollbürtiger Bürger beanspruchen. Und der Zorn über solche thörichte Ungerechtigkeit, die zwar aus den Galavorstellungen des londoner Kaffernciркus Nutzen zieht, daheim aber die Sitten und Unsitten einer bäuerischen Oligarchie verewigen möchte, würde sich noch viel derber und deutlicher äußern, wenn die Engländer sich nicht durch ihre hochmüthige Haltung von Kapstadt bis Kairo verhaßt gemacht hätten. Heute steht nicht nur das ganze holländische Element, sondern auch fast die gesammte deutsche, französische und irische Bevölkerung Süd-

afrikas zu den Buren; es ist nicht undenkbar, daß ein Theil der Eingeborenen mit dem Holländerbund gemeinsame Sache machen wird, und man hofft in Pretoria, die Siegestage von Laings-Nek, Ingogo und Majuba erneuern zu können. Aber auch diese Siege brachten schließlich nur einen Waffenstillstand, der Minenkrieg brach bald danach wieder aus und auf die Länge werden die tapferen Buren sich der britischen Uebermacht nicht erwehren können, — wenn ihnen Europa nicht Hilfe leistet. Das wissen die Manager der englischen Politik; und deshalb wäre es wunderbar, wenn sie die Entscheidung noch weiter hinausschieben würden.

Denn eine eben so günstige Stunde können sie kaum wieder finden. Auf dem europäischen Festlande zweifelt kein Mensch daran, daß es sich um einen Akt frecher Gewaltthätigkeit handelt, um einen Raubzug, der selbst in der englischen Geschichte beinahe beispiellos dasteht. Die braven Briten, die immer für die Ideale der höchsten Sittlichkeit und Humanität erglühen, wenn irgendwo einem unschuldig Scheinenden ein Haar gekrümmt wird, waren in der Wahl ihrer Mittel nie wählerisch; der cant hat ihnen stets das Gewissen ersetzt. Die Art aber, wie sie jetzt den Beutezug vorbereiten, wie sie die einfachsten Satzungen des Völkerrechtes verletzt haben, geht doch sogar über das bei ihnen gewohnte Maß beträchtlich hinaus. Wir haben seit dem Abenteuer von Kiautschou — dessen Folgen uns noch zu schaffen machen werden — nicht mehr das Recht, uns stolz in die Brust zu werfen; und wir wissen längst, daß, nach dem darwinischen Gesetz, auch im Leben der Völker nur der Streit herrscht und die Stärke siegt. Doch so ganz ist die neue Sittlichkeitlehre des struggle for life noch nicht Eigenthum des Europäers geworden, daß er den Ekel an dem Schauspiel unterdrücken könnte, das britische Heuchelei und Raubgier jetzt bieten. Freilich: die Mineninduſtrie wird, wenn die Engländer Herren in Südafrika sind, sicher einen außerordentlichen „Aufschwung" erleben, — und diese Hoffnung übertönt im Sinn der europäischen Großbourgeoisie jede moralische Mahnung. Aber giebt es für große Reiche nicht Erwägungen, die wichtiger sind als die Spekulantenwünsche unserer Argentarier, denen der gleißende Geldschleier das Wesen der Dinge verhüllt? Und muß es, nach all den tönenden Worten, die über die Nothwendigkeit einer deutschen Weltpolitik gesprochen worden sind, für Zeit und Ewigkeit dabei bleiben, daß von allen Staaten Europas — Rußland gehört ja nur dem Namen nach dazu — einzig und allein England eine Expansionpolitik großen Stils treibt? England hat sich während der letzten Jahre die profitlichsten Plätze in China gesichert, die Sympathien der Nordamerikaner gewonnen und, ohne viel Lärm davon zu machen, das

Riesenreich des Sudans erobert, das seiner Herrschaft über Egypten für unabsehbare Zeit Dauer verbürgt; bald werden alle werthvollen Theile Afrikas englischer Besitz sein. Wer will sich dem britischen Leuen auf seinem Raubpfad entgegenstellen? Der Weiße Zar ist durch eine im Geist Albions erzogene Prinzessin zu utopischen Weltfriedenstendenzen gestimmt worden und kann jetzt, nach dem haager Gerontengeschwätz, nicht das Schwert ziehen. Frankreich wird Jahre brauchen, um sich von den Nachwirkungen des besonders geschäftig von England geschürten Dreyfusskandals zu erholen; es kann, mit seiner alljährlich verminderten Bevölkerungziffer, seinen Weltausstellungsorgen und inneren Wirren, nicht daran denken, allein gegen Großbritannien einen Krieg zu führen. Und das Deutsche Reich, dessen Aufgabe, so weit es sachliche Politik treiben wollte, doch selbst dem Kurzsichtigen klar erkennbar war? Das Deutsche Reich hat gehandelt, wie es nach Englands Wunsch handeln mußte; es hat mit dem Türkensultan und mit dem Fürsten des Lupanars von Monaco Freundschaftbande geknüpft, in China ein paar Syndikaten die Gelegenheit zu einträglichen Gründungen verschafft, das verschlissene Banner des seligen Dreibundes spazieren geführt, humane Kundgebungen für Herrn Dreyfus veranstaltet, sich für schweres Geld die von allen Anderen verschmähte Last der Karolinen und Marianen aufgebürdet und mit England einen Vertrag abgeschlossen, dessen lähmende Wirkung schon vor Samoa sichtbar wurde und in dem südafrikanischen Zwist noch deutlicher hervortreten wird. Am dritten Januar 1896 waren, nach dem Wortlaut des kaiserlichen Telegrammes an den Präsidenten Krüger, die Buren eine „befreundete Macht", als deren Recht es bezeichnet wurde, „die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren." Damals wurde der Deutsche Kaiser in allen Meetings, Zeitungen und Rauchtheatern des Vereinigten Königreiches von Großbritannien beschimpft und verhöhnt. Dann kam Herr Cecil Rhodes nach Berlin, hielt im Reiseanzug dem Kaiser Vortrag, erzählte öffentlich, der Monarch habe das nach Transvaal gesandte Telegramm als auf falschen Informationen beruhend hingestellt, — und nun läßt man die Buren Buren sein und nächstens werden wir lesen, mit welchem Jubel Wilhelm der Zweite von den Briten begrüßt worden ist. Eine ehrliche Geschichtschreibung wird später diese merkwürdigen Wandlungen vielleicht erklären können. Das ist den jetzt Lebenden unmöglich gemacht. Wer aber im Angesicht solcher Thatsachen an den niedlichen Feuilletons des Grafen Bülow noch immer Vergnügen empfindet, Der ist — wenn er nicht etwa durch gehäuftes Lob eines „Maßgebenden" ein Aemtchen erschmeicheln will — um seines Herzens Einfalt zu beneiden.

Schlaf und Traum.

II.*)

Wenn es richtig ist, daß im Schlaf alle diejenigen Saiten unseres Seelenorganes, deren Sinneswurzeln wie Polypenarme in die Außenwelt greifen, im Pianissimo e con sordino der Hemmung, also fast tonlos, schwingen, wenn es also vorwiegend das Bewußtsein der Stellung des Ich in der umgebenden Welt der Realitäten ist, das aus der Reihe psychischer Bewegungen im Schlafe entfällt, so ist es begreiflich, daß alle noch in der übrigen Sphäre der Seele schwebenden Gestalten im luftigen Reich der Phantasie ihren Reigen führen müssen. Schon wenn im Wachen Jemand die Neigung hat, ein deutscher Professor zu werden, d. h. sein Auge nach innen kehrt und sich nicht entschließen kann, Rinnsteine, Laternenpfähle und Mitmenschen für Realitäten zu halten, wenn Dichter und Denker uns begegnen, das Auge für den Glanz der Ferne eingestellt und die ganze Energie gleichsam zum Wachedienst für das ewige Feuer der Vestalin nach innen gepreßt, so sagen wir ja wie Josephs Brüder: „Seht, da kommt der Träumer!" Die Seele hat eben zwei große Orgelregisterzüge: „Real" und „Ideal", die, gleichzeitig gezogen, leider nie recht mit einander Harmonien geben, so schön sie, jedes einzeln gespielt, die Symphonie des Daseins färben. Wenn die mehr oder minder ausgeprägte Schnelligkeit der Leitunganschlüsse im Gehirn die Temperamente ausmacht, wenn die unwillkürliche Zähigkeit der Willensimpulse, die Unhemmbarkeit von Vorstellen und Willen den Charakter bestimmt, so scheidet das Register „Gemüth und Phantasie" unser Innenleben noch viel deutlicher von jener andern Fähigkeit, durch die Welt zu kommen, jener festen Orientirung- und Anpassungskraft für die Umgebung. Hat doch unstreitig die halb unbewußte Thätigkeit des Künstlers, das Versinken der Welt um ihn her, durchaus etwas dem Traumleben Verwandtes, trotzdem gerade auf den echten Künstler die Realitäten des Lebens erst recht intensiv wirken, weil er eben sie alle in tief innerlichem, ideellem Zusammenhang sieht, gleichsam durchglüht von dem Lichte seiner inneren Wahrhaftigkeit. Alles, auch das Kleinste, das er erblickt, dünkt ihn ein Beweisstück für die Idee einer Schönheit, die durch ihn Gestalt gewann. Die Welt und ihre Erscheinungen bieten ihm immer neue und mit verwundert lebhaften Kinderaugen betrachtete Bestätigungen seines inneren Traumes. Wenn aber auch die von Musen nie geküßte Stirn eines Bankiers im Wachen keine anderen Bestätigungen seiner Idee sucht, als daß gerade seine Aktien steigen, seine Gruben prosperiren: der Schlaf und Traum macht ihn dennoch zum

*) S. „Zukunft" vom siebenten Oktober 1899.

Dichter, er löst ihn sanft von seinen begehrlichen Sinnen, und wenn er nun dennoch träumt von Dividenden, Giro und Diskont, so verlegt er immerhin den Schauplatz seiner Sehnsucht und seines Bangens auf eine Bühne, die die Welt bedeutet, sie aber doch nicht ist. Wie aber ist es überhaupt möglich, daß vor unserem Traumesblick ein Tausendmarkschein, ein Himmel, ein Haus, ein Pferd erscheint, wenn doch die Sinne, die diese Realitäten übermitteln, in Hemmung sind? Nun, die Halluzination, die Vorstellung, die Erinnerung, der Traum, wären nicht denkbar, wenn nicht die Nervenbahnen sämmtlich auch in umgekehrter Richtung schwingen könnten, wie Das die Physiologie unwiderleglich festgestellt hat. Wenn mein Auge mir Licht und Schatten in einer Schwingungsfigur übermittelt hat, deren Reiz im Gehirn in unserem Sprachcentrum den konventionellen Begriff „Pferd" auslöst, so kann umgekehrt das Sprachcentrum in allen betheiligten Gruppenganglien bis rückwärts zum Auge erzitternd ein sehr lebhaftes Bild Dessen, was wir „Pferd" zu nennen überein gekommen sind, unserer Phantasie in voller Treue zutragen. Ja, wie bei den Halluzinationen im Traume, kann selbst bei offenen Augen, beim Halbwachen, die Realität der Umgebung ungestört zum Gehirne geleitet werden, so daß wir schwören können, wir sind im Bett; wir wachen, — und dennoch erregt die gestörte und verwirkte Traummechanik von rückwärts her erzitternd den Alb, „den Mann da vor meinem Bette", mit grauenerregender Deutlichkeit. So ist es mit allen halluzinatorischen Wahrnehmungen, die die Logik nur trüben und erschrecken, wenn sie in blitzschnellem Wechsel mit realeren Wahnehmungen für wenige Sekunden hin- und herschwanken, die aber natürlich die Logik des Wahnsinns bilden, wenn sie dauernd sind oder immer wiederkehren. Dann verliert die Kritik ihre einzige sichere Stütze, die Intaktheit der Sinneswahrnehmungen, und das Reich der kranken Phantasie beginnt. Wenn ich nicht mehr die Fähigkeit habe, die rückwärts schwingenden Bilder meiner Phantasie und ihren Abstand von der Wirklichkeit am Maßstab meiner gesunden Sinne zu messen, so weht meine Logik in den Lüften, wie ein Sommerfaden, der sich hoch in den Pappeln gefangen hat. Da nun im Schlafe die Sinnescentren gehemmt sind, die Sinnesbahnen aber leiten, wie wir gesehen haben, so prallt der Reiz der uns umgebenden Welt in allen Formen, vom Knarren der Thür und vom Bellen des Hundes bis zum Donner des Gewitters an die Pforte der geschlossenen Sinneswelt, und wenn er nicht stark genug war, sie zu öffnen, die Hemmung zu überwinden, wodurch wir wach würden, so springt er nach dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft in der Richtung des geringsten Widerstandes von der Schwelle unseres realen Bewußtseins ab, wie eine Billardkugel von der Bande. Da diese Reize aber in jeder spezifischen Ganglienschicht in andere Empfindungskräfte umgesetzt (trans-

formirt) werden, so klettert mit ihnen gleichsam eine Schaar von Wichtelmännchen über die Hecken der benachbarten Sinneswohnung in den Palast der Phantasie. So wird ein Geräusch, der Druck der Bettdecke, ein Luftzug, ja, ein überfüllter Magen, ein Schnupfen, ein Katarrh, ein Blutdrang in irgend welcher Richtung zum Motiv eines Traumes, gleichsam zum Thema von allerhand Variationen und Spinnerliedchen im nicht gehemmten Seelengebiet, — oft unter phantastischer Vergrößerung der wahrgenommenen Reize. Das Klappen des Fensters wird zum Schuß, das Rücken eines Stuhles zum Donner. Da das Gefühl meiner Persönlichkeit, mein „Ich"-Bewußtsein gar nicht direkt mehr abhängt von meinen Sinneswahrnehmungen (cogito, ergo sum), sondern bis tief in die unterbewußten Schichten hinabreicht, bis zu jenen Wurzeln, die schon im Daseinskampfe meiner Ahnen auch für mein individuelles Leben generell festgelegt und mitgeboren wurden, so ist verständlich, daß der Persönlichkeitbegriff mit allen möglichen halluzinatorischen Traumbildern verknüpft werden kann: man fühlt sich und sieht sich doch in anderer Form, sogar als Thier in anderer Gestalt, als Leiche aufgebahrt, als König oder Bettler, als Engel oder Teufel. Das doppelte Bewußtsein erklärt sich leicht aus dieser wechselnden Hemmung im Gebiet realer oder phantasiegemäßer Seelenerregungen. Man hat im Traum durch phantasiegemäße Assoziationen vom Ich mit Muskelgefühlen und dunklen Sehnsuchtrichtungen Fähigkeiten, die uns fliegen lassen, schwebend durch den Aether und die Fluth, die uns Probleme spielend lösen lassen, an denen wir uns wach fast den Kopf zerbrachen. Aber es ist ein Gaukelspiel; denn sobald wir wach sind, löst sich die neue Kunst, die Problemlösung, die nur vorhanden war, weil unsere Logik ohne Sinne, ohne die Elle der Kritik arbeitete, in Dunst auf, wenn die geschlossene Barriere der Schlafhemmung in die Höhe steigt.

Man kann aber doch die Möglichkeit nicht ganz bestreiten, daß manche Menschen Verse, Lösungen von Räthseln, Pläne u. s. w. schon unmittelbar so niedergeschrieben haben, wie sie es im Traume geschaut zu haben glaubten; denn es ist ja keine Frage, daß der Traum Erinnerungen hinterläßt, wenn auch die Dichter, die also beginnen: „Mir träumte einst, ich sei ein großer König", gelegentlich wohl ein Wenig flunkern. Uebrigens ist es wegen der Abschließung der Gegenwart, die uns zeitlich und räumlich umfluthet, charakteristisch, daß wir den Schauplatz unserer Träume so oft in die Vergangenheit verlegen müssen, wenn wir überhaupt Spuren eines Gefühles für Zeit und Raum im (ruhelosen!) Schlaf behalten; wir sehen uns daher fast stets jünger, als wir sind, oft direkt als Kinder, Angehörige, die gestorben sind, meist lebend, bisweilen als Tote und doch unter uns wandelnd. Wenn wir auch Tages-, Jahreszeiten und Räumlichkeiten im Traume wieder erkennen, so zweifle ich doch, ob Jemand sagen könnte, in welchem Kalenderjahr, in welcher geographischen Zone sein Traum sich abspielte, weil eben zur logischen

Raum- und Zeitempfindung das im Schlafe abgesperrte Gebiet der Gegenwartempfindung untrennbar gehört. Sich zeitlich oder örtlich orientiren, heißt eben, rückwärts tasten aus der kontrolirbaren Umgebung und der Augenblicksituation in vorgestellte Vergangenheit oder Ferne. Die Phantasie hat es nicht nöthig, mit Zeit und Raum sich abzuquälen; darum hat sie auch etwas Göttliches an sich. Unstreitig haben wir im Traume deutliche Lichtempfindungen, obgleich kaum Jemand genau die Beleuchtung seiner Innen-Szenerie unmittelbar nach dem Erwachen anzugeben im Stande sein wird; bei Wiedergabe der Traumesbilder schlägt uns meistens die ergänzende Phantasie des Wachseins ein Schnippchen, denn Traum und Phantasie des Wachenden sind einander stets neckende Geschwister. Auch steckt ein Dichterling in jedes Menschen Brust und namentlich bei Traumerzählungen korrigirt ganz naiv dieser wache kleine Künstler die immer nur schwache Erinnerung aus dem Traume. Träume werden oft gelogen, es besteht eine instinktive Freude beim Dichter Mensch, seine Gaukeleien Anderen auf den Tisch zu setzen, wie das Burgfräulein von Niedeck es mit Ackersmann und Pflug und Pferd that. Uebrigens hat man beim Traumerzählen auch ein Gefühl der heiligen Scheu; man sieht Traumreferenten gern in die Ferne schauen oder in sich versunken bei mit der Hand verschlossenen Augen das fadenscheinige Gewebe des Traumes mit etwas irdischem Zwirn ausflicken. Meist geht es, was die anderen Sinne außer dem inneren Sehvermögen betrifft, im Traume ziemlich geräuschlos zu; die Leute schweben ohne Tritt, wie wir selbst gleichfalls über Wiesenplan, Fluthen und Parquet. Wir sehen jedenfalls im Traume deutlicher, als wir hören, riechen, schmecken, fühlen. Ja, „die Stimme, die da ruft", ist in lyrischen Gedichtsammlungen häufiger als im wirklichen Traum; geheimnißvolle Gesten, Winken, Drohen, Nahen phantastischer Gebilde sind häufiger. Sehr bezeichnend ist das Abbrechen vieler Träume in dem Augenblick, in dem logischer Weise eine Gehörs- oder Gefühlswahrnehmung stattfinden müßte. Sehr viele Träume schließen wie das wundervolle goethische Balladenfragment „Der untreue Knabe" mit einem einfachen „die wendt't sich" der verlassenen Geliebten. Sehr oft sehen wir den Dolch, die mordende Faust sich auf uns niedersenken: jetzt gerade müßte der Schmerz eintreten, — da sind wir schon wach, bebend und transpirirend. Das zeigt so recht deutlich, daß im Schlafe thatsächlich eine Hemmung materiell besteht; denn im Moment, wo die Flamme der Phantasie an den Schleier der Sinneswahrnehmungen hinauf züngelt, zerreißt er und Flamme und Schleier verschwinden. Wir haben eben das Gefühl davon, daß auch der Phantasie eine Fesselung nach rückwärts geboten ist durch den Ausfall der realen Vorstellungen; es geht sehr oft Etwas im Traume nicht weiter, auch wenn wir nicht bei dieser Kollision von Vorstellung und Wahrnehmung auf-

wachen. Wir wollen einen Ballsaal betreten: wehe! wir sind splitternackt; wir wollen eine Rede halten, womöglich vor der Französischen Akademie, einer feierlichen Versammlung, und wir stehen schon mitten auf dem Podium, — was ist Das? Wir können ja nicht sprechen, der Kiefer will nicht auf! In solchem direkten Innewerden der Hemmung im Traume, festgehalten durch die Erinnerung, die man von der Sache behält, erblicke ich den stärksten psychologischen Beweis für die reale Existenz der Schlafhemmung in der Sphäre des Situationbewußtseins. Auf diese Weise ist es auch begreiflich, daß im erneuten Traume das Bewußtsein früherer Traumphantasien, ja, schlafwandlerischer Handlungen wieder auftritt. Die Phantasie ohne logische Assoziation hat eben ihr Bewußtsein für sich. So erklärt es sich, daß Vergessenes im Traumschlaf wieder ins Gedächtniß gerufen werden kann: es hat sich im Strudel der Tageswellen verloren, wird aber emporgehoben, sobald im Schlafe das Bewußtsein des Gegenwärtigen, des sinnlich Wahrgenommenen versinkt. Alle Formen gespaltenen Bewußtseins sind Formen periodischer Hirnhemmung. Auch unsere Fähigkeit, morgens zu einer bestimmten Zeit zu erwachen, gehört zu den verbreitetsten Formen eines doppelten Bewußtseins. Der autosuggestive Willensimpuls aus den Sphären unseres Zeitbewußtseins langt pünktlich zur Sekunde an die Einschaltung des Bewußtseins: so weit geht die Automatie, der Selbstwille unserer Ganglien, daß sie ohne Zuthun des Gesammtbewußtseins Zeitbegriffe übermitteln.

Beim Suchen der näheren Ursache des Träumens finden wir, daß durchaus nicht gerade die Dinge, die den Tag über den stärksten Eindruck auf uns gemacht haben, im Weben des Traumes zu Motiven verwandt werden, so verbreitet auch diese Ansicht sein dürfte. Denn Das, was uns tiefsten Schmerz oder höchstes Glück für die Seele gebracht hat, wird nicht direkt Gegenstand der Traumesphantasie. Seelische Hochfluthen dulden eben so wenig wie Worte oder Lieder Träume. Es kann im Gegentheil ein Jeder, der sein Traumleben beobachtet, als eine Thatsache feststellen, daß Dasjenige, was unseren Geist nebenher am Tage flüchtig gestreift hat, eine Person, ein Name, eine Szene, gesehen oder gehört im Augenblick, wo gerade andere Dinge unsere volle Aufmerksamkeit fesselten, mit Vorliebe zum Thema des Traumes wird. Dafür giebt es eine sehr plausible Erklärung. Die tief greifenden, erschütternden Sensationen, die uns das Schicksal sendet, während wir wachen, verlangen mit starkem psychischen Aequivalent fast augenblicklich einen seelischen Ausgleich: ein Schrei, ein Jauchzen ist nur der Beginn eines lange nachwirkenden Aufruhrs im Innern, denn das volle Werk der Orgel braust im Sturm und rüttelt an den Säulen und Bögen unseres ganzen Wesens. Eine Handlung, vielleicht lange im Sinnen und Grübeln vorbereitet, oft ungestüm, wie mit explosiver Gewalt ausgelöst, giebt den psychischen Insult an die Außenwelt zurück, oder,

wo mit lähmender Gewalt das schreckliche Faktum bleischwer auf unserer Brust lastet, da ist die Hemmung als Aktion selbst mit in den Strudel aufgewühlter Wellen gezogen und unseren schreckhaften Schlummer unterbrechen kurze, abgerissene Träume mit einem Schauplatz fernab vom Innern, der unser Leid sah. Es ist keine Möglichkeit, gerade das Motiv des Schmerzes oder der Wonne in den Traum aufzunehmen, weil schon im Wachen tausend Gedanken und Willensimpulse den Ausgleich seiner seelischen Spannkraft übernehmen: das Gewaltige, das uns lebhaft Interessirende, steht zu sehr mitten in der Welt der Realität, als daß die Seele unter Hemmung der Realität im Schlafe sich mit ihm befassen könnte. Mich fragte einst ein Kind in den Tagen erster, schwerer Trauer weinend: „Warum erscheint mir Mutter nie im Traum?". Und Väter, die ihre ganze Hoffnung begruben, sinnen wohl nach, warum das erbarmungslose Geschick die liebe Gestalt des Sohnes nicht einmal im Traume wiedergiebt. Der immer wühlende Schmerz verzehrt alle Spannkraft der Seele und hat kein Echo mehr. Und doch, wie mild von der Natur, daß nicht des Tages Weh auch noch hineinlangt in den kurzen Waffenstillstand, den der Schlaf uns gönnt, bis der Tag zum Kampfe mit dem Leiden ruft! Der Mörder träumt nicht von seiner That; und Das liegt nicht nur an seiner Gemüthsroheit, sondern hat allgemein psychomechanische Gründe. Was im Brausen des Tages aber an flüchtigen Eindrücken vorüber schwebt, wie ein Falter an einem offenen Fenster, Das verfängt sich im Netz der Seele doch und hebt, vom hellen Licht des Tages verscheucht, in der Nacht die Schwingen und läßt uns erkennen, wie bunt sie gezeichnet sind. Denn in Wirklichkeit giebt es in der Natur weder Klein noch Groß, Alles hat sein spezifisches Bedeuten, auch für unsere Seele, und was das Bewußtsein nicht registrirt, Das ist deshalb doch da und wirkt zu seiner Zeit seinen Ausgleich. So gleicht der Traum einer Welle, die sich zur Zeit des Wogenganges in einer Vertiefung des Sandes verliert, die unsichtbar ist unter den wallenden Schleiern der Fluth. Wenn aber nachts die Brandung schweigt, steigt sie als Nebeldunst empor und beginnt mit dem Wind nächtlichen Reigen. Das Traummotiv ist wie eine vergessene Goldmünze im Portemonnaie des Studenten; so lange es gefüllt war, versteckte sie sich leicht und unbeachtet in einer Falte, nun aber die Nacht der Schulden da ist, ist eine hohe Freude über ihren ungeahnten Werth. Wenn also empfindsame Menschen mit Pathos bekräftigen, Dies oder Jenes habe einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, daß sie „immer", die „ganze" Nacht, davon träumen müßten, so ist Das meist eine sentimentale Lüge: man träumt nicht vom Geliebtesten, — auch nicht davon, was uns so „furchtbar nahe" geht. Die Erinnerung als Bild, neben der Straße der Gedanken einherziehend, hat, genau wie der Traum, etwas Zusammenhangloses, Unlogisches und Unerzwingbares an sich. Erinnnerungbilder setzen, im Gegensatz zum Gedächtniß, plötzlich,

unvermuthet, verblüffend ein. So taucht plötzlich beim Kartenspiel unsere liebe Großmutter im Dorfe vor den Blicken auf, wie sie ihren „rothen Dendron" begießt, oder mitten im Spiel einer ungarischen Rhapsodie stehen wir am Sarg einer Tante, die an der Cholera gestorben ist. Die gleichen willkürlichen, unvermutheten und unvorbereiteten Paradoxien zaubert das Kinematoskop des Traumes vor unsere geistige Netzhaut und in beiden Fällen sind es Nebenströme, induzirte elektrische Ströme, wie die Technik sagt, die sie veranlassen. Die mosaikartig Bildchen gruppirenden Funken springen da über, wo sie den geringsten Widerstand finden, der von Puls und Blutwelle, Organreflexen und unbewußt gebliebenen Reizungen der Welt um uns, die nicht schläft, abhängig ist. Ich war einst in einer Versammlung von Aerzten und wir sprachen vom Traum: das stets bereite Thema vom Traum des noch nicht erledigten Abiturientenexamens kam aufs Tapet. Ich sagte voraus, daß Alle schon davon geträumt haben würden, nur Die nicht, die einmal durchgefallen seien, und zur großen Verblüffung Aller waren Zwei, die nie jenen Traum gehabt hatten: sie waren wirklich durchgefallen. Die Erklärung ist einfach. Das vielgequälte Primanergehirn erhält eine Examensfurche von Qual und Schrecken, die das bestandene Examen, der kurze Moment der Freude, nicht ausgleicht. Diese verrauscht schneller als die Jahre lange Spannung. Ist man aber regulär durchgefallen, nun, so ist kein Rest mehr da; die Lösung war betrübend zwar, aber logisch, den psychischen Ausgleich hat das Leben selbst übernommen. Daraus können wir entnehmen, daß erstens psychische Erwartungspannungen länger haften als gehabte Freude oder Schmerz und daß zweitens sorgende Qualen mehr Erinnerung hinterlassen als frohe Stunden. Unser Gehirn ist also von Natur zur Undankbarkeit geneigt. Jedenfalls aber erscheinen solche Gemüthserregungen, wenn überhaupt, oft erst viele Jahre nach ihrem Eintritt als Traummotive wieder: sie müssen erst abklingen, erst untersinken auf den Grund des Bewußtseins und gleichen dann eben den übertönten Motiven, über die das tägliche Leben rücksichtlos dahinfluthet. Mit dem Traum ist es wie mit den mitschwingenden Obertönen in der Musik, man hört sie über dem Piano-Ton deutlicher als im Forte. Auch der erwähnte Examenstraum taucht erst lange nach überstandenem Examen auf. Sonderbar ist, daß manche Menschen periodische Wiederholungen bestimmter Arten von Träumen erleben; sie träumen eine Zeit lang immer das Selbe. Das hängt wohl mit periodischen Störungen der Körperorgane, die nächtlich gleiche oder ähnliche Stromschwankungen in der Seele auslösen, zusammen.

Wir haben bisher nur Traumformen betrachtet, bei denen die Region, in der die Luftgebilde schweben, sich innerhalb der Zone rein psychischen Geschehens hält. Es vermag aber namentlich bei unruhigem, gestörtem Schlafe

leicht auch die unterbewußte Spannung im Bestreben, restlose Aequivalente zu schaffen, auf das muskuläre Gebiet überzuzucken, eventuell wie beim Nachtwandeln ganz in die Zone der unbewußten Muskelthätigkeit auszustrahlen. Das sind schon gewissermaßen Schlafkrankheiten, denn je tiefer an sich und je energischer die Hemmung der Sinne im Schlafe ist, desto weniger vermag die Sphäre der Phantasie Anregung aus jenem Gebiet der Wirklichkeit zu beziehen, desto traumloser ist der Schlaf. Je labiler aber die Wage zwischen Hemmung und Erregbarkeit des Außenweltsinnes eingestellt ist, desto leichter vermögen auch Funken auf Muskeldrähte überzuspringen. So sehen wir Träumende lächeln, ja, wir hören sie lachen; sie weinen, sie stöhnen, sie schreien. Abwehrbewegungen, flehende Gesten, ja selbst Spazirbewegungen auf flachem Bette sind zu beobachten; also nicht nur die Hunde, die im Traum bellen, traben im Schlaf über eine ideelle Wand, die senkrecht zur Erdoberfläche zu stehen scheint. Ganz allgemein aber erlischt der Traum mit Vorliebe in einem deutlich fühlbaren Ruck aller, namentlich der Rückenmuskel, — dem Schluß irgend eines geträumten Absturzes aus großer Höhe. Ist es nicht sonderbar, daß dieses Muskelzucken, das doch der Anfang des Erwachens ist, zeitlich genau und logisch konsequent der natürliche Schluß eines bestimmten Traumes ist? Die schlagartige Muskelzuckung paßt ganz genau in das Traumesereigniß. Ahnt die Phantasie den Zitterschlag der Muskeln? Hier liegt meiner Meinung nach eine interessante psychische Täuschung vor, die für viele Träume charakteristisch sein dürfte. In Wirklichkeit liegen nämlich die Dinge zeitlich umgekehrt: das Erste ist der Muskelreiz und in der Zeit zwischen seiner Einschaltung und deutlichen Bewußtseinswahrnehmung liegt die blitzschnell verlaufende Traumperzeption; die Zuckung, die sich vorbereitet, ist schon das Motiv des in einer Sekunde abblitzenden Traumes. Die Sinneswahrnehmung des Kanonenblitzes geht auch der Wahrnehmung ihres Knalles voran und doch ist es der selbe physische Vorgang, der beide auslöst. In dem Augenblick, in dem die Ueberladung der psychischen Centren gleichsam den Damm gegen das Muskelgebiet einreißt, wird mit einem Schlage die Hemmung aus dem ganzen breiten Felde der Seele zurückgezogen, einen Augenblick ist das ganze Gebiet frei von jedem elektrischen Engagement, das einfallende Strahlenbüschel kann über den ganzen Horizont in einer Sekunde dahinrasen, genau wie das Wetterleuchten über den Abendhimmel. Wie viel Bilder können da entstehen in einer Sekunde! Das ist genau das Selbe, wie wenn wirklich Abstürzende in den wenigen Sekunden des Falles, während dessen in einer Art hypnotischer Lähmung des Hemmungapparates alle Drähte unbesetzt sind, ganze Jahre der Erinnerung zu durchleben glauben, Beobachtungen, zu denen die Bergkraxelei, diese bewußten Selbstexperimente über Absturz und Tod, reichlich Gelegenheit gegeben haben,

denn einige Bergsteiger bleiben ja wirklich am Leben, so sehr sie sich um Beisetzung in Gletscherspalten bemühen. Man kann als sicher annehmen, daß auf diesem Mechanismus des „Traumblitzes“ während der Sekunde des halbbewußten Erwachens gut die Hälfte aller Träume beruht. Ich erinnere mich eines langen Schülertraumes, in dem ein Rabe und ein Ring, weiß gekleidete Jungfrauen und weiße Thronhimmel eine große Rolle spielten; und als ich, von irgend einer Macht ins Nichts „gehemmt“, irgendwohin abstürzte und aufwachte, sah ich am Fenster eine Krähe den dichten Schnee verstäuben. Damals hielt ich Das für ein merkwürdiges Problem — der Rabe, das Weiß im Traum und in der Wirklichkeit —; jetzt glaube ich, zu wissen, daß die Dinge zeitlich umgekehrt lagen: ich sah im Erwachen den frischgefallenen Schnee und die Krähe und Beide wurden das Motiv eines Traummärchens.

Wird der Außenweltreiz, der die central verbarrikadirten Sinnesleitungen trifft, durch pathologische Anlage direkt auf die Willensimpulse und ihre Muskelanschlüsse unter Ueberspringen der Bewußtsein vermittelnden Zonen übergeleitet, so entsteht jene eigenthümliche Form des Traumes, den man Nachtwandeln nennt. Das der Sonne ja entliehene Licht des Mondes scheint tageshell ins Fenster und lockt und trügt die besonders empfängliche Seele des Schläfers. Der Mond suggerirt ihm gewissermaßen den Sonnenimpuls des Aufstehens, aber die Hemmung der Sinnescentren, der Vermittler der Orientirung in der Umgebung, ist völlig übersprungen von den betrügerischen Mondstrahlen und fest genug, um trotz der instinktiven Bewegungfähigkeit das Bewußtsein für Ort und Zeit ausgeschaltet bleiben zu lassen während des Umhertastens des wandelnden Leibes, der gleichsam nur mit den Muskeln fühlt, Das heißt: die Orientirung allein dem Muskelgefühl überläßt. In gewissem Sinne gehen in der That Somnambulen sicherer über gefährdete Stellen; aber sie können nicht mehr als Andere, weder an Wänden hinaufklettern noch auf Fahnenstangen Ballet tanzen. Allerdings ist bei ihnen mit der Orientirung für den Moment auch das Bewußtsein der Gefahr ausgeschaltet und es mag schon sein, daß ein Somnambuler, der im Fenster sitzt, angerufen und plötzlich die Situation wahrnehmend, im ersten lähmenden Schreck herabstürzt; meist aber kriechen sie mit einem charakteristischen, scheuen Wesen, gleichsam, als schämten sie sich, so monddumm gewesen zu sein, zurück in ihr Bett. Meiner Beobachtung nach kommt Somnambulismus auch beim Hunde vor. Die größere Sicherheit der unhemmbaren koordinirten Muskelbewegung ist bekannt von der Zielsicherheit (?) des Trunkenen und von der automatischen Virtuosität der Künstler, die leicht durch ein voreiliges Einmischen reeller Wahrnehmung verwirrt werden. Der produzirende Künstler gleicht in Etwas den Somnambulen: Saal und Publikum als Umgebung verschwinden, nur die Muskeln jagen und greifen in schwindelerregender Ordnung durch einander.

Interessant ist die Notiz Karl Loewes, des Balladenkomponisten, in seiner Selbstbiographie über sein Erwachen aus somnambulischen Promenaden, zu denen ihn zeitweilige Ueberarbeitung disponirte, in dem Augenblick, wo er sich selbst bemerkte, die geliebte Tabakspfeife in den Mund nehmend. Er pflegte zu diesem Zweck absichtlich die Tabakpfeife neben sich auf den Nachttisch zu legen: ein hübsches Beispiel dafür, daß im unruhigen Schlaf Sinneseindrücke geleitet werden können, ohne dem Bewußtsein assoziirt zu werden. Daß geistige Arbeit aber den Schlaf unruhiger macht, ist leicht begreiflich: sie übereizt die Ganglienaktion gegenüber der Hemmung, daher ist bei Nervösen oft kurz vor dem Einschlafen Zucken der Muskeln zu bemerken, — der Ausdruck der Entladung des Gehirnes von überschüssiger Spannkraft, die die sich zusammenziehende Hemmung anspießt: ein Analogon zum Gähnen und Strecken vor dem Einschlafen. Halten wir die Fähigkeit, uns an Träume zu erinnern, zusammen mit der Thatsache, daß im Traum so leicht Etwas vor dem ungestörten Ablauf der Walze innerer Ereignisse sitzt, so begreifen wir leicht, wie der Traum zu dem Problem der Bedeutung für die Zukunft kam. Wir haben ein Gefühl dafür, mit welcher Leichtigkeit Assoziationen der Phantasiethätigkeit mit den durch die Erfahrung eingeschleiften Sinnenbahnen vor sich geht; diese gleichsam rhythmisirten Themen des Erlebten übermitteln das Gefühl des schon Vergangenen. Wie ja perspektivisch unser Auge sich auch gewöhnt hat, das Kleine fern, das Große nah zu deuten, so verknüpfen wir mit dem Gefühl leichten, ungehinderten Anschluß-Rhythmus das Vergangene, Erlebte, schon Erfahrene, mit der Empfindung des Anschluß-Widerstandes aber das Problematische, Kommende, Werdende. Nebenbei gesagt, ist Das der wahrscheinliche Grund, warum uns eben vorhandene Situationen „so schon einmal dagewesen" erscheinen: der durchlebte Moment schließt frühere Traumesbilder in leichtem, flüssigen Rhythmus an das eben Wahrgenommene automatisch an und nun erscheint uns auch das reale Bild des Augenblickes mit im Wirbel vergangener Spiegelungen. Dann kehrt sich die Kontrole des Zeitlichen um und die Gegenwart scheint der Vergangenheit anzugehören.

Die Erinnerung an das zeitlich zusammenhanglos gefühlte Traumbild legt uns aber das Gefühl einer Lösung in der Zukunft nahe. So sind wir Alle mehr oder weniger geneigt, Traumesbedeutungen und Traumhellseherei für möglich zu halten. Der Traumzustand der Seele hat mediumistischen Charakter an sich, und wenn die Aehnlichkeit, die der Vergleich eines Somnambulen mit einem Hypnotisirten ergiebt, vielleicht nur äußerlich ist, so ist das Unterbewußtsein, d. h. die Form des Bewußtseins unterhalb der sinnlichen Wahrnehmung, ein viel zu unerforschtes, eben erst entdecktes Gebiet, als daß sich hier gewisse wunderbare psychische Thatsachen so ganz von der Hand weisen ließen. Der Spiritismus und Occultismus gleicht vielleicht der Al-

chymie, in Beidem war viel Humbug, Selbstbetrug und Konfusion. Aber man vergesse nie, daß aus dem Chaos der Alchymie sich eine so stolze, reale Wissenschaft wie die Chemie herauskristallisirt hat; möglich doch, daß aus dem Nebel des Spiritismus sich einst noch helle Lichtpunkte der Erkenntniß losringen. Man sollte keine weit verbreitete psychische Neigung für wunderbare Dinge der ernsten Untersuchung und des objektiven Abwartens für unwerth halten; alle aprioristische Weisheit kommt in Sackgassen und der Katheder-dogmatismus wäre doch in arge Verwirrung gerathen, wenn die X-Strahlenwahrheit Röntgens zuerst in spiritistischen Händen gewesen wäre. Unsere Seele mag auch Y- und Z-Strahlen wahrnehmen auf jeder Sinnesbahn, deren Existenz doch, wie die der X-Strahlen auch, wirksam gewesen sein könnten, ehe es der Wissenschaft gelang, sie in das Licht der Beobachtung zu rücken. In dieser Welt der Wunder, in der zu jeder Zeit die Unbegreiflichkeiten größer sein werden als die Summe Dessen, was wir zu verstehen glauben, soll man recht vorsichtig sein mit dem Bannfluch der Verachtung und Lächerlichkeit. Man braucht nicht an das Traumbüchlein für zwanzig Pfennige oder an Wahrsagerinnen zu glauben und kann doch meinen, daß in der Seele Mechanismen thätig sind, von denen wir vorläufig gar nichts aussagen können, weil hier vielleicht ganz unentdeckte Transformationen von Kraft vor sich gehen. Deshalb braucht der Traum noch kein prophetisches Element zu enthalten. Könnte man die Zahl der nicht erfüllten Träume mit in Anschlag bringen, so würden vielleicht die Zahl der „Erfüllungen" in ein mit den Wahrscheinlichkeitformeln ganz in Einklang zu bringendes Verhältniß zusammenschrumpfen. Beim „Traumeintreffen" wird aber, wie bei allen Vorbedeutungen, von der leisesten Aehnlichkeit ein großes Geschrei gemacht, während von den Millionen Träumen ohne jede Erfüllung in der Zukunft keine Silbe verlautet. Auf Ungebildete macht deshalb ein scheinbares Wunder einen so tiefen Eindruck, weil sie keine Empfindung haben für das Problematische und Wunderbare selbst des Alltäglichen; für die meisten Menschen ersetzt die Gewohnheit vollständig die Erklärung.

So giebt es in der Welt der Phantasie, nicht minder als in der durch die Sinne gespiegelten Zone der Wirklichkeiten, ebenfalls erkennbare Gesetzmäßigkeiten, wenn sie auch vorläufig nur der logischen Hypothese und Analogie erreichbar sind. Ich bin mir wohl bewußt, daß die von mir versuchte Methode mechanistischer Betrachtung immer nur eine Seite der Probleme aufzulösen vermag, aber unstreitig hat jeder Vorgang auf Erden und am Himmel einen vielleicht erkennbaren Mechanismus. Möglich sogar, daß Dasjenige, was wir Erkennen nennen, nichts ist als die Zurückführung auf einfachere, erfahrungsgemäße Mechanismen durch Analogieschlüsse, es ist sogar denkbar, daß der Menschengeist erkenntnißtheoretisch nie über rein mechanische Vorstellungen hinausreichen wird. Der Mechanismus als Weltanschauung, wie

ich ihn damit faſſe, iſt aber durchaus idealiſtiſch: er weiß, daß mit der Erforſchung der Gehirnkraft dieſe ſelbſt nicht erklärt iſt. Und wenn die Seele einige erkennbare mechaniſche Seiten hat, ſo iſt das Wunder darum nicht geringer, das dieſe Innenwelt umſchwebt und durchfluthet. Seiner Erhabenheit kann aber auch dieſe Aufſuchung einfachſter Geſetzmäßigkeiten keinen Abbruch thun. Die Schönheit einer beethovenſchen Symphonie verliert wahrhaftig nicht durch Kenntniß ihrer harmoniſchen Geſetzmäßigkeiten. Wir beſtreiten Niemand das Recht, von ganz anderen Vorausſetzungen und mit ganz anderen Methoden den ſelben Stoff zu beleuchten. Er iſt ergiebig genug, um jede Behandlungweiſe zu vertragen.

Was aber alle Forſchungrichtungen einigen ſollte, Das iſt die Anerkennung der menſchlichen Unzulänglichkeit gegenüber den letzten, entſcheidenden Räthſeln. Wahre Bildung des Einzelnen richtet ſich nach dem Maß der Ehrfurcht, deren er fähig iſt, im Angeſicht der Erhabenheit und der rings vorhandenen Wunder der Welt.

Dr. Karl Ludwig Schleich.

Die Stille.

Die Stille iſt fruchtbar.
Der Lärm des Tages
Löſt in der Seele
Selten die göttlichen Bilder des Lebens
Aus dunklen Tiefen
Zu heiteren Höhen ...
Die Stille iſt fruchtbar.
Suche die Stille!

Porto Alegre. Karl Naſchold.

Giovanni Segantini.

Er hatte uns noch viel zu geben. Der Pinsel ist der Hand eines Künstlers entfallen, in dem noch der Wille zu starken künstlerischen Thaten lebte. Segantini muß schwer mit dem Tode gerungen haben. Denn er plante noch Vieles, sein Werk schien ihm noch nicht vollendet. Er war nur Maler, sonst wollte er nichts sein. Nichts sonst erfüllte sein Leben. Nichts sonst verlangte er von der Welt: Malen, wirklich malen, — dahin lenkte er alle Kräfte seiner Lebensenergie. Sein Gefühlsleben nährte sich von der einen Sehnsucht, mit Linie und Farbe der Natur nah zu kommen.

Segantini wurde in Arco, unfern vom Gardasee, im Jahre 1858 geboren. Sein Vater war arm, die Mutter starb dem Kinde früh. Der verlassene Knabe kam nach Mailand zu Verwandten. Immer blieb er in diesen Kindheitstagen allein. Die Erwachsenen gingen an die Arbeit und überließen ihn seinen einsamen Gedanken. Von dieser Zeit sagte er später: „Was ich dachte? Ich glaube, nichts. Aber ich fühlte intensiv. Ich litt, ohne zu wissen, was Schmerz sei."

Siebenjährig flüchtete er aus der großen Stadt. Weit weg wanderte er, fort ins Gebirge. Nachts kam er zu Bauern. Die nahmen ihn auf und er hütete ihnen die Schweine. Die Leute, denen er diente, sahen ihn eines Tages mit Kohle das Abbild eines Thieres, das ihm lieb war, an die Mauer zeichnen. Und diese einfachen Bauern waren so ergriffen von dem Bilde, daß sie einen Maler aus ihm zu machen beschlossen.

Die Schriftstellerin Neera berichtet von einem Erlebniß, das den Heranwachsenden zum Künstler reifte. Er kam einst ins Dorf, als die Leiche eines jungen Mädchens gebracht wurde. Schluchzend warf sich die Mutter über den starren Körper und in der Totenklage kehrte der eine Ausruf immer wieder: „Und ich habe nicht einmal ihr Bildniß!" Dieser Ausruf hatte den Jüngling so tief ergriffen, daß ihm die Kunst von jenem Tage an Lebensziel ward. In Mailand trat er in die Kunstschule der Brera ein. Es giebt aus jener Zeit zahlreiche Kopien von seiner Hand. Das erste eigene Bild, das er malte, führte ihn bereits auf das Problem, das ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigen sollte. Ein Kind der Berge, suchte er in seinen Bildern mit aller Kraft der Sehnsucht Eins: die klare, reine Luft der Höhen. Die Farben aller Gemälde erschienen seinem Auge matt. Er wollte Licht, wirkliche Athmosphäre und Glanz.

Von den theoretischen Bestrebungen, die damals in Frankreich an der Tagesordnung waren, hat Segantini nichts gewußt. Seit den Tagen der Kunstschule in Mailand hat er nie wieder in einer Stadt gewohnt. Er hauste auf Bergeshöhen. Dort war er allein mit Farben und Palette und hat sich

durch Jahre um eine Technik bemüht, die ihm die Möglichkeit gewähren sollte, die Luft der Alpen zu malen. Ueber diese Technik schrieb er einmal: „Ich denke, daß ein Gemälde kein wahres Werk der Malerei ist, wenn es nicht in sich eine Harmonie der Farben enthält. Auf diese kommt es an. Die muß man in dem Werk intensiv fühlen. Malerei ist nichts ohne das Mysterium der Faktur und diese ergiebt sich in jedem einzelnen Fall organisch auf dem Wege der natürlichen Nachforschung und Betrachtung der Dinge, die man malen will. Aus solcher organischen Wiedergabe entsteht das Licht; und das Licht ist das Leben der Farbe. Sobald ich deshalb die Linien auf der Leinwand bestimmt habe, die meinem idealen Wollen entsprechen, fahre ich fort, die Farben aufzutragen und die Leinwand mit dünnen, aber fetten Pinselstrichen zu besetzen, zwischen einem Pinselstrichlein und dem anderen aber einen Zwischenraum lassend, den ich mit den komplementären Farben ausfülle... Ich mische nie auf der Palette. Denn die gemischten Farben verlieren ihren Glanz. Je (organisch) reiner die Farben, die man auf die Leinwand setzt, desto mehr Glanz wird im Gemälde sein und in Folge davon desto mehr Luft und Wahrheit."

Aus dem Ton dieses Briefes, der auf dickes Zeichenpapier mit förmlicher Wuth, man könnte sagen, eingekratzt ist, kann man die Stellung Segantinis zu seinem Werke beurtheilen. Er gleicht in vielen Stücken dem Oesterreicher Hörmann; wie Dieser, schrieb er gern Briefe an Jeden, bei dem er Verständniß oder die Verpflichtung dazu voraussetzte. Die Briefe waren von tiefem Ernst und von der Sicherheit eines Mannes, der eine Mission auszuführen hat, erfüllt. In drei Brochuren hat er seine Ansichten über die Kunst niedergelegt. Fast ein Eiferer ist er geworden um seiner Maltechnik willen und endlich durfte er von sich sagen:

„So ist die Natur mir ein Instrument geworden, auf dem ich Alles spielen und ausdrücken kann, was mir im Herzen singt. Und in mir tönten von je besonders die ruhigen Harmonien des Sonnenunterganges, das intime Wesen und der Duft der Dinge."

Man glaube aber nicht, daß über den technischen Feinheiten in Segantinis Gemälden der Stimmunginhalt vernachlässigt sei. Ich erinnere an seine Herden im Regen, Kühe und Schafe im Stall, Männer und Frauen bei ländlicher Arbeit, in Freude und in Schmerz. Ueber Menschen und Thiere wölbt sich ein seltsam blauer Himmel und die Landschaft ist in eine Luft getaucht, die so rein und hell ist wie das Auge eines jungen, liebenden Mädchens... Der herbe Duft der Hochalpen weht uns entgegen und kräftigt uns. Wir durften uns immer wieder freuen, einen Maler zu besitzen, der sein ganzes Wollen an ernste künstlerische Zwecke gesetzt hatte und dem es gelungen war, sein Ziel zu erreichen.

Nicht allzu Viele mögen getrauert haben bei der Kunde, daß Giovanni Segantini gestorben ist. Aber die Wenigen sind in tiefster Seele ergriffen. Sie fühlen, daß ein Mann aus unserer Mitte gegangen ist, der dem Besten in unserer Seele nahe stand: der Sehnsucht nach reiner Schönheit.

Wien. W. Fred.

Umgestaltungen der Landesbefestigung.

Bereits im Februar dieses Jahres kündete der Kriegsminister in der Budgetkommission sehr beträchtliche Umgestaltungen des Festungwesens an; und neulich hat die Grundsteinlegung zum Fort Graf Haeseler auf dem Mont St. Blaise bei Metz stattgefunden. Die vom Reichstag bewilligte Fünfzigmillionen-Forderung für Befestigungen ist aber leider weder innerhalb noch außerhalb des Reichstages genügend erörtert worden. Ungefähr ein Jahr war nach der Aufhebung der Landesvertheidigungskommission, der namentlich die Fragen der Landesbefestigung unterstanden, vergangen, als die Militär-Verwaltung mit einem neuen System der Landesvertheidigung auf den Plan trat, und vielleicht hängt damit auch der vor Kurzem in der Leitung des Ingenieurcorps vollzogene Personenwechsel zusammen.

Als siebente Rate wurden im Militäretat für 1899 zur Vervollständigung der wichtigeren Festunganlagen zehn Millionen Mark gefordert; danach restirten von dem Gesammtbetrag der unter diesen Titel fallenden Summen von 33540000 Mark noch 4540000 Mark und die Kompletirung dieser Summe auf zehn Millionen Mark im neuen Etat eröffnet eine neue Reihe von Aufwendungen für die Vervollständigung der wichtigeren Festunganlagen, deren Gesammtbetrag sich auf fünfzig Millionen Mark beziffert.

Die geplanten Aenderungen im vorhandenen Befestigungsystem und die Neuanlagen zerfallen in drei Gruppen: 1) die Modernisirung einer Anzahl großer Festungen unter Oeffnung der bisherigen Stadtumwallungen, 2) die Anlage und planmäßige Vorbereitung von Befestigungen zur Sicherung gewisser Landstriche von strategischer, politischer oder besonderer kultureller Bedeutung gegen feindlichen Einbruch, um ihre Vorräthe der Benutzung des Gegners zu entziehen, den Aufmarsch und die Bewegungen der eigenen Armee vor Ueberraschungen zu schützen oder schwächeren Heeresabtheilungen einen Rückhalt zu gewähren, und 3) die Verbesserung der heutigen artilleristischen Ausrüstung bei Verwendung weit tragender Schnellfeuergeschütze unter Panzer- und verstärkter Munitionausrüstung.

Wenn die erste Gruppe dieser Aenderungen auch ganz überwiegend militärischen Erwägungen und nicht der Rücksicht auf die Entwickelung der betreffenden Städte ihre Entstehung verdankt, so harmoniren hier doch alle Interessen mit einander, da die Freilegung umfangreicher alter Festungterrains dem Verkehr förderlich ist und beträchtliche Mittel für die Ersatzbauten liefern wird.

Die Gesammtforderungen aller drei Gruppen stellen sich aber keineswegs als dringlich dar. Offenbar spielt der Bethätigungdrang des neuen Chefs des Ingenieurcorps und das einseitige Bestreben der leitenden Fachmänner, eine völlige, ideale Ausgestaltung des Landesbefestigungsystemes durchzuführen, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Man hat nun schon so oft auf die Möglichkeit eines Krieges mit zwei Fronten hingewiesen. Aber Rußland bekundet zur Zeit Europa gegenüber eine ausgesprochene Friedensneigung und Frankreich erkennt die starke numerische Ueberlegenheit und Offensivbereitschaft des deutschen Heeres so sehr an, daß es bereits eine Verstärkung seiner Sperrfortlinie plant. Ferner hat man behauptet, der geplante Ausbau der Landesvertheidigung involvire eine wichtige Verstärkung unserer militärischen Rüstung. Auch wenn Deutschland auf zwei Fronten zugleich angegriffen wäre, würde es — auch abgesehen von der altpreußischen Tradition — aus strategischen Gründen den Krieg offensiv führen und der Mobilmachung den sofortigen Einmarsch in feindliches Gebiet folgen lassen. Dort also, nicht vor den heimathlichen Festungen, würden die Würfel fallen; und sollte der Fall eintreten, daß die Feldarmee entscheidend geschlagen würde, so beweisen die Erfahrungen, die Frankreich 1870 machen mußte, daß die Fortsetzung des Widerstandes dann auch unter Anlehnung an das eigene Festungsystem sehr wenig Aussicht bietet. Unser System der Mobilmachung und des strategischen Aufmarsches, die Organisation des Eisenbahntransportes, die numerische Stärke des Heeres und seine Qualität: Alles weist auf die Offensive und die Verlegung des Kriegsschauplatzes in Feindesland hin, um durch gewaltigen Vorstoß und Umklammerung des Gegners seinen Widerstand schnellstens zu brechen. Die künftigen Kriege werden in Anbetracht der gesteigerten Waffenwirkung und der ungeheuren Störungen des Erwerbslebens voraussichtlich noch kürzer sein als die Feldzüge in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhundertes und unsere Befestigungen werden bei der unerreichten Offensivkraft unserer Wehrmacht aller menschlichen Voraussicht nach in diesen Zukunftkriegen überhaupt keine Rolle spielen. Also würden die dafür geplanten Aufwendungen besser der Feldarmee, dem wirklich entscheidenden Kriegsfaktor, zukommen.

Unsere Grenzen sind mit Truppen — abgesehen von der russischen Kavallerie — dichter besetzt als die französische und russische, unser Eisenbahnnetz ist entwickelter und funktionirt besser als das französisch, ganz zu

schweigen von den unentwickelten russischen Eisenbahnen. Das Befestigungssystem hat in der preußischen Kriegsgeschichte niemals viel bedeutet.

Allerdings hat sich technisch in neuster Zeit ein völliger Umschwung vollzogen. Nicht mehr der Hauptwall mit seinen konzentrirten Vertheidigungmitteln, sondern weit vorgeschobene Forts und Annexbatterien haben den Stadtkern mit seinem Bevölkerung-, Gebäude- und Werthkomplex vor der feindlichen Beschießung zu sichern. Der entscheidende Kampf um den Besitz der Festung wird in den Batteriepositionen geführt, die zu weit vorgelagert sind, als daß die Geschütze der Stadtumwallung wirksam einzugreifen vermöchten. Feststehende und bewegliche Panzerthürme sind die wichtigsten Stützen dieser Fort- und Batteriestellungen; außerdem gedeckte Unterkunfträume für die Besatzung. Unter solchen Verhältnissen erscheint eine Stadtumwallung, die die Entwickelung der städtischen Gemeinwesen immerhin empfindlich schädigt, in der That nicht mehr erforderlich; der Stadtkern würde im Nothfall durch improvisirte Gitterzäune mit vorliegendem Drahtgeflecht genügend gegen Versuche der Angreifer, etwa unter lebhafter Beschießung einer Reihe von Forts und Batterien oder bei Nacht eine Ueberrumpelung zu unternehmen, geschützt werden können. Daher ist nichts dagegen zu erinnern, wenn für Königsberg, Thorn und Posen, Straßburg, Metz und Mainz die Stadtumwallung nach dem Beispiel von Koblenz, Köln, Ulm u. s. w. preisgegeben und mit den durch Verkauf des freigelegten Festungterrains erzielten Mitteln allmählich die Verstärkung der vorgeschobenen Vertheidigunglinien durchgeführt würde. Anders steht es aber mit der Befestigung ganzer Landstriche. Hier befinden wir uns einer Neuerung gegenüber, die noch in keinem Krieg auf dem europäischen Kontinent — höchstens Plewna bietet eine entfernte Analogie — angewandt worden ist und deren Anfänge in den improvisirten Befestigunganlagen der Amerikaner im Sezessionkrieg zu suchen sind. Aber selbst da und in Plewna handelte es sich nur um begrenzte Vertheidigungpositionen, nicht um ganze Landstriche. Die Art dieser neuen Befestigunganlagen läßt sich dahin zusammenfassen, daß transportables Befestigungmaterial, wie Panzerthürme, Eisenbahnschienen und anderes Baumaterial, Geräth für Unterstände, Schuppen, Drahtgeflechte und andere Hindernißmittel und die artilleristische Armirung in Depots, die günstig an Eisenbahnknoten gelegen sind, schon während des Friedens aufgehäuft würden, um im Bedarfsfall in planmäßig vorbereiteten Bauten schleunigst zur Verwendung zu gelangen. Daß hierzu die erforderliche Zeit vorhanden sein würde, wird von den Gegnern dieser „fliegenden Befestigungwerke“ bezweifelt; auch ist unter Umständen mit Umgehungen durch die Angreifer zu rechnen. Ihre rechtzeitige und zweckmäßige Anlage würde für alle Fälle nicht leicht sein. Es muß überdies auffallen, daß auch Staaten, die aus verschiedenen Gründen weit mehr auf

ein solches, je nach Bedarf zu improvisirendes Befestigungsystem hingewiesen sind, sich bisher auf den üblichen starren Festung- und Sperrfortgürtel beschränkt haben. Das bewegliche Befestigungsystem kann einen Fortschritt bedeuten, vorläufig ist es aber ein unerprobtes Experiment. Ueberdies kann unser Landesbefestigungsystem sowohl im Westen wie im Osten auch in seiner heutigen Anordnung unbedingt als ein sehr starkes gelten. Die Linie Neu-Breisach-Straßburg-Metz-Thionville, die, nur zum Theil an die Mosel gelehnt, allerdings zwischen Saarburg und Metz einige Verstärkunganlagen erhalten könnte, sichert im Verein mit unserer dortigen Truppendislokation den Aufmarsch unserer Armee im Westen vollständig und findet durch die wenige Märsche hinter ihr gelegene Barriere des Rheines und seiner gewaltigen Festungen: Köln, Koblenz, Mainz, den Brückenkopf bei Germersheim und den festen Platz Rastatt eine außerordentliche Unterstützung. An der Ostgrenze aber ist das Gebiet der ost- und westpreußischen Seen bis nach der Gegend von Wreschen hin in den Hauptdefileen durch Sperrforts und durch die sumpfige Drewenz-Niederung geschlossen. Es bildet in seiner ganzen Ausdehnung eine auf die großen Lagerfestungen Königsberg, Thorn, Posen und Graudenz, den Brückenkopf Marienburg und die untere Weichsel gestützte, für die Vertheidigung sehr günstige Zone, an die sich im Süden die sumpfigen Warthe- und Prosna-Niederungen, der Obrabruch, der feste Brückenkopf Glogau und das starke Hinderniß der unteren Oder mit Neisse und dem leicht zu befestigenden Breslau anschließen. Allerdings haben wir dahinter keine Befestigungabschnitte, wie Frankreich sie in Dijon, Langres, Reims, Laon und Paris, Rußland in Brest-Litewsk und demnächst vielleicht auch in Bjalystock besitzt; allein unsere westliche Rheinfront galt früher doch in den maßgebenden Kreisen für so stark, daß man glaubte, bei einem Krieg auf beiden Fronten sich im Westen überhaupt defensiv verhalten und zunächst die ganze Hauptmacht gegen den östlichen Gegner werfen zu können.

Die Vertheidigung der Landesbefestigungen kann, wenn die Entscheidung in offener Feldschlacht ungünstig ausgefallen ist, das Kriegsglück nur dann wiederherstellen, wenn sie Zeit zur Bildung einer Ersatz-Armee oder zum Eingreifen der Streitkräfte einer Hilfsmacht verschafft. Bei der Schnelligkeit und der enormen Wucht, mit der heute die ersten Operationen bis zur Hauptentscheidung durchgeführt werden, und auch aus anderen Gründen ist es aber mehr als zweifelhaft, ob wir auf eine dieser beiden Eventualitäten zu rechnen hätten.

Ich resumire: die neuen Millionenaufwendungen zur Ergänzung unseres Landesvertheidigungsystemes sind keineswegs dringend geboten, vielmehr ist nur eine partielle Berücksichtigung einzelner Positionen angezeigt.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Emeljan Piljai.

„Uns bleibt nichts übrig, als in die Salzwerke zu gehen. Gesalzen ist diese verfluchte Arbeit, — und doch muß man sich dran machen, denn sonst dauerts nicht mehr lange, bis wir verhungern", sagte Emeljan Piljai und zog zum zehnten Male den Tabakbeutel aus der Tasche, überzeugte sich, daß er noch eben so leer war wie am vorigen Abend, seufzte, spie aus, drehte sich um und betrachtete pfeifend den wolkenlosen, blendenden Himmel. Wir lagen Beide mit knurrendem Magen auf einer sandigen Landzunge, drei Werst von Odessa entfernt, wo wir uns vergebens nach Arbeit umgesehen hatten. Emeljan hatte sich im Sande ausgestreckt, mit dem Kopf nach der Steppe und mit den Füßen dem Meere zu, und ließ seine schmutzigen, nackten Knöchel von den Wellen bespülen, die leise an das Ufer heranplätscherten. Mit halbgeschlossenen Augen reckte er sich bald wie ein Kater, bald rutschte er zum Meer hinunter und dann überflutheten ihn die Wellen beinahe bis zu den Schultern. Das schien ihm zu gefallen, aber ihn doch traurig und träg zu machen.

Ich blickte nach dem Hafen. Der dichte Mastenwald war in schwere, dunkelblaue Rauchwolken eingehüllt und ein unharmonisches Geräusch, das Klirren der Ankerketten, das Pfeifen der Lokomotiven, die die Güterzüge bewegen, und das Stimmengewirr der beim Laden und Löschen der Schiffe beschäftigten Arbeiter schwamm über das Meer dahin und verhallte in der Ferne.

Ich hatte auch allmählich jede andere Hoffnung auf Arbeit aufgegeben, stand auf und sagte zu Emeljan:

„Nun gut, also gehen wir in die Salzwerke!"

„Na, so geh doch! . . . Aber schaffst Dus auch?" setzte er hinzu, ohne mich anzusehen.

„Das wird sich schon finden!"

„Also gehen wir", wiederholte Emeljan, rührte aber kein Glied.

„Abgemacht! Und dies verfluchte Odessa — Der Teufel mag es holen! — bleibt, wo es ist. Von der Erde soll das Nest verschwinden."

„Schon gut. Steh nur auf und komm. Schimpfen nützt nichts."

„Wohin also? In die Salzwerke? . . . Richtig. Nur, siehst Du, mein Lieber, in diesen Salzwerken . . . dabei kommt ja auch nichts raus."

„Du hast es doch selbst gesagt."

„Das stimmt, gesagt hab ichs. Und was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Nur, daß dabei nichts raus kommt, stimmt auch."

„Ja, warum denn nicht?"

„Warum? . . . J, Du meinst wohl, man wartet da gerade auf uns . . . Bitte, meine Herren Emeljan und Maxim, haben Sie die Güte, brechen Sie sich die Knochen und nehmen Sie unsere Groschen! Nein, Das giebts nicht. Die Sache ist die: jetzt sind wir, Du und ich, frei . . ."

„Schon gut, komm!"

„Warte! Erst müssen wir zum Direktor der Salzwerke gehen und ihm ehrerbietigst sagen: ‚Gnädiger Herr, hochmögender Herr Leuteschinder und Blutsauger, wir sind gekommen, uns Ihrer Habgier anzuvertrauen. Geruhen Sie, uns für sechzig Kopeken täglich die Haut abzuziehen.' Und dann folgt . . ."

„Na, weißt Du was? Steh auf und komm, vor Abend können wir noch bis zu den Fischern kommen, helfen ihnen die Netze herausziehen und kriegen vielleicht ein Abendbrot."

„Abendbrot? Das ist gut. Die Fischer werden uns was geben, Das sind gutmüthige Leute. Gehen wir! Und doch kommt bei Alledem nichts raus, mein Lieber, denn das Pech verfolgt uns."

Er erhob sich, reckte sich tüchtig und fuhr mit den Händen in die Taschen seiner Hosen aus altem Sackleinen, wühlte darin, zog die Hände leer wieder heraus und lachte ingrimmig.

„Nichts! . . . Den vierten Tag suche ich schon und: nichts, immer wieder nichts. Schöne Geschichte, mein Lieber!"

Wir gingen am Ufer entlang. Hin und wieder fiel eine kurze Bemerkung. Unsere Füße versanken lautlos in dem tiefen Sand, der mit Muscheln durchsetzt war und raschelte, wenn die Wellen über ihn hinliefen. Hie und da waren Seesterne, kleine Fischchen, dunkle, feuchte Holzstückchen von eigenartiger Form angespült. Vom Meer her wehte eine angenehme Brise, die Kühlung brachte, und in der Steppe wirbelten kleine Staubwolken auf.

Emeljan war sonst stets fröhlich; jetzt aber ließ er den Kopf hängen. Ich wollte ihn von seinen trüben Gedanken ablenken.

„Nun, Emelja, erzähl' mir was aus Deinem Leben!"

„Das könnte ich schon, aber mit dem Erzählen ists schlecht bestellt, wenn der Magen knurrt. Der Magen ist am Menschen die Hauptsache, — und es mag Krüppel von allen Sorten geben: ohne Magen giebt es keinen. Giebts nicht! Wenn der Magen voll ist, ist die Seele ruhig. Alle menschlichen Handlungen kommen aus dem Magen . . . Na, Das weißt Du auch selbst."

Er schwieg eine Weile; dann fuhr er fort:

„Ach, Lieber, wenn mir jetzt das Meer tausend Rubel heranspülte — batz! —, gleich würd' ich 'ne Schänke aufmachen, Dich als Gehilfen anstellen und unter dem Schänktisch würde ich mein Bett aufschlagen und einen Schlauch würde ich direkt vom Faß zum Mund ziehen. Verlangte es mich nach dem Quell der Lust, würde ich nur rufen: ‚Maxim, dreh den Hahn auf!' . . . und bül-bül-bül . . . gerade in den Hals hinein! Schluck, Emelja! 'ne gute Sache wärs, Teufel auch! Und dem Bauern, diesem Schlemmer vom Tschernosjom*), oh, raub ihn aus, zieh ihm das Fell über die Ohren! Kommt er dann, wenn er seinen Rausch halb ausgeschlafen hat, wieder, um zur Ernüchterung Eins zu trinken: ‚Emeljan Pawlitsch, gieb mir ein Gläschen auf Pump!' ‚Aeh . . . Was? . . . Auf Pump? Wir pumpen nicht!' ‚Emeljan Pawlitsch, hab Erbarmen!' ‚Gut, her mit Deinem Wagen, geb Dir 'n Viertel!' Ha, ha, ha . . . Ich würde ihn schon aushöhlen, den dickbäuchigen Satan!"

„Na, wozu denn so grausam? Sieh doch mal, wie der Bauer hungert."

„Was? . . . Hungert? . . . Das ist gut! . . . Sehr richtig. Und ich hungere wohl nicht? Seit dem Tag meiner Geburt hungere ich, mein Lieber, und davon steht nichts in den Gesetzen. Hm! Ja! Er hungert; weshalb? Mißernte? Wers glaubt. In seinem Schädel ist Mißernte und darum auch auf seinem Felde: Das

*) Schwarzerde.

ists. Warum giebts in anderen Ländern keine Mißernten? Weil sie da die Köpfe nicht nur dazu haben, daß sie sich hinter den Ohren kratzen. Da denken sie! Wenn heute kein Regen nöthig ist, verlegen sie ihn auf einen anderen Tag, mein Lieber, und wenn die Sonne zu heiß brennt, wird sie in den Hintergrund geschoben. Was haben wir denn für Vorsichtmaßregeln? Gar keine. Nein: Das ist nichts als Unsinn. Aber wenn ich nur tausend Rubel hätte und 'ne Schänke, Das wäre was. Da wollte ich Euch Edelleuten vom Pfluge schon zeigen, wie wir, Lumpenpack, Euch ehren!"

Er verstummte und holte mechanisch wieder seinen Tabakbeutel heraus, wendete ihn um und um, warf ihn ins Wasser und spuckte wüthend aus. Eine Welle erfaßte das schmutzige Ding, trug es fort, warf es aber unwillig wieder ans Ufer, nachdem sie sich die Gabe angesehen hatte.

„Willst nicht? Lügst, wirst schon nehmen!" Und Emeljan hob den nassen Beutel auf, füllte ihn mit Steinen und schleuderte ihn weit ins Meer hinaus.

Ich lachte.

„Nun, was grinst Du? Auch ein Mensch! Liest Bücher, trägt sie sogar bei sich, aber verstehen kann er Einen nicht, das vieräugige Unthier!"

Das bezog sich auf mich; und daraus, daß Emeljan mich vieräugiges Unthier nannte, konnte ich entnehmen, wie gereizt er war. Nur im äußersten Aerger erlaubte er sich, über meine Brille zu spotten; im Allgemeinen gab mir dieser unfreiwillige Schmuck in seinen Augen ein solches Gewicht, daß er mich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft nur mit „Sie" und im Ton höchster Achtung angeredet hatte, obgleich ich, ganz wie er, auf einem für Armenien bestimmten Schiff Kohlen einlud und, ganz wie er, zerrissen, zerkratzt und schwarz wie der Satan herumlief.

Ich entschuldigte mich. Um ihn wieder zu beruhigen, erzählte ich ihm vom Ausland und bemühte mich, ihn darüber aufzuklären, daß man auch anderswo noch nicht so weit sei, über Wolken und Sonne zu verfügen.

„Sieh mal! ... Also so! ... Na! ... So, so!" wandte er hin und wieder ein. Aber sein Interesse für meine Auseinandersetzungen war nicht groß; er starrte hartnäckig vor sich hin in die Ferne.

„Das mag Alles stimmen, mein Lieber!" damit unterbrach er mich plötzlich und machte eine unbestimmte Handbewegung. „Aber was ich Dich fragen wollte: Wenn wir jetzt einem Menschen mit Geld begegneten ... mit sehr viel Geld", betonte er und blickte mir dabei von der Seite unter die Brille. „Was würdest Du thun? Würdest Du ihm den Hals umdrehen?"

Ich zuckte zusammen. Es lag viel in dieser Frage.

„Nein, natürlich nicht", antwortete ich. „Niemand hat ein Recht, das Leben eines Anderen seinem Glück zu opfern."

„Aha! Ja... In den Büchern ist Das gewiß sehr schön... Aber im Leben? Würde denn jener Herr, der zuerst solche Vorschriften ausgedacht hat, wenn es ihm verflucht schlecht ginge, sich besinnen, zu seiner Selbsterhaltung Einen um die Ecke zu bringen ... bei passender Gelegenheit natürlich? ... Gesetze! So sind die Gesetze!" Er fuchtelte mit seiner sehnigen Faust vor meiner Nase. „Jeder Mensch handhabt diese Gesetze, nur auf verschiedene Weise. Schöne Gesetze ..."

Emeljan runzelte die Stirn und seine Augen verschwanden beinahe unter den buschigen, ausgeblichenen Brauen.

Ich schwieg, da ich aus Erfahrung wußte, daß man ihm in seinen Wuthausbrüchen nicht widersprechen durfte. Er schleuderte ein Stück Holz, das ihm unter die Füße gekommen war, ins Meer und seufzte.

„Etwas rauchen müßte man jetzt!"

Rechts in der Steppe lagerten zwei Schafhirten und sahen uns an.

„Guten Tag", rief ihnen Emeljan zu. „Habt Ihr Tabak?"

Der eine der Hirten drehte seinen Kopf dem anderen zu, spuckte einen zerkauten Grashalm aus und sagte träg: „Höre mal, Michel. Die bitten um Tabak!"

Michael sah den Himmel an, als ob er sich von da erst die Erlaubniß holen wollte, mit uns zu sprechen, und wandte sich dann zu uns:

„Guten Tag! Wo geht Ihr hin?"

„Nach Otschakoff, in die Salzwerke."

„Haha! Hat man Euch eingeladen?"

Wir lagerten uns schweigend in ihrer Nähe.

„Du, Nikita, schieb mal den Sack etwas näher, daß die Krähen nicht dran picken."

Nikita lächelte schlau und zog den Sack an sich. Emeljan knirschte mit den Zähnen.

„Also Tabak wollt Ihr?"

„Haben schon lange nicht geraucht", sagte ich, als hätte ich den unfreundlichen Empfang nicht bemerkt.

„Ja, warum denn nicht? Ihr solltet doch rauchen."

„Du verfluchter Kleinrusse! Maul gehalten! Entweder Du giebst, wenn Du willst, oder Du giebst nicht; aber lach' nicht, schopfige Mißgeburt, ich geb' Dir Eins über den Schädel und dann muckst Du nicht mehr!" schrie Emeljan. Seine Augen traten ihm aus den Höhlen.

Die Hirten fuhren zusammen, griffen nach ihren Stöcken und sprangen auf.

„Haha, Brüder, so bittet Ihr? Na, denn los!"

Die Kerle wollten sich prügeln. Auch Emeljan, der mit geballten Fäusten und glühenden Augen dastand, schien sich nichts Besseres zu wünschen. Da ich selbst aber nicht kräftig bin, bemühte ich mich, die schwer Gereizten wieder mit einander auszusöhnen.

„Wartet mal, Brüder! Mein Kamerad ist etwas heftig. Was thuts? Gebt uns Tabak, wenns Euch Recht ist, und wir gehen unsere Wege."

Michael sah auf Nikita, Nikita auf Michael und Beide schmunzelten.

„Hättest Das ja gleich sagen können!"

Michael holte einen wohlgefüllten Tabakbeutel aus der Tasche und reichte ihn mir. „Da, nimm!"

Auch Nikita holte ein großes Brot und ein Stück Speck für mich heraus und brummte ein „Lebt wohl".

Ich bedankte mich; Emeljan aber ließ sich mißmuthig auf die Erde nieder und stieß ziemlich deutlich hervor: „Verfluchte Schweine!"

Die beiden Kleinrussen gingen schwerfällig in die Steppe hinein und sahen sich noch mehrmals nach uns um. Wir setzten uns inzwischen, aßen das schmackhafte, halbweiße Brot und den Speck und kümmerten uns nicht weiter um sie.

Emeljan schmatzte laut und keuchte. Er vermied meine Blicke.

Der Abend kam herauf. Weit aus der Ferne breitete sich die Dämmerung über das Meer und kleidete die schwach gekräuselten Wellen in ein leichtes Graublau. Dann schienen sich am Horizont aus dem Meeresgrund eine Reihe lila-gelber Wölkchen zu erheben, die goldig umsäumt waren und allmählich ins Dunkel hinüberschwammen; nur über der heißen Steppe bildeten die Strahlen der untergehenden Sonne einen gewaltigen Purpurfächer. Die Wellen plätscherten ganz leise und das Meer färbte sich rosa und tiefblau in dunkelnden Tinten von überwältigender Schönheit.

„Jetzt rauchen wir. Der Teufel soll Euch holen, verfluchte Kleinrussen!" Damit schien Emeljan die Sache abgethan zu haben und athmete erleichtert auf. „Gehen wir weiter oder übernachten wir hier?"

„Wir bleiben hier", entschied ich.

„Also bleiben wir." Er streckte sich aus. Tiefes Schweigen folgte. Ich schaute rings umher und erfreute mich an dem wundervollen Abend. Emeljan rauchte und spuckte ab und zu aus.

„Aber einem Geldmenschen Eins ins Genick zu geben ... Du magst nun sagen, was Du willst ... ist doch angenehm, besonders, wenn die Sache mit Verständniß angefaßt wird", sagte er plötzlich.

„Laß doch das Geschwätz", erwiderte ich gereizt.

„Geschwätz! Wieso Geschwätz? Das wird noch gemacht, glaub' mir nur. Ich bin siebenundvierzig Jahre alt und seit dreißig Jahren zerbreche ich mir den Schädel darüber. Was führe ich denn für ein Leben? Ein Hundeleben! Nicht ein Fleckchen Erde noch ein Stück Brot gehört mir. Bin ich ein Mensch? Nein, mein Lieber, kein Mensch: ein Thier, ein Wurm. Wer kümmert sich um mich? Niemand. Und wenn Andere gut leben, warum soll ichs denn nicht? He! Der Teufel soll Euch holen, Satanskerle!"

Ich wollte mich schon in eine Diskussion einlassen, da wandte er mir plötzlich sein Gesicht zu und sagte rasch:

„Weißt Du, einmal hätte ich beinahe ... aber es gelang nicht ... 'ne Kleinigkeit, verflucht noch 'mal ... Ein Dummkopf war ich, hatte Mitleid ... Soll ich erzählen?"

Ich nickte und Emeljan begann:

„Es war in Poltawa, mein Lieber, etwa vor acht Jahren. Ich diente bei einem Holzkaufmann. Ein Jahr lang ging Alles glatt, dann fing ich an, zu trinken, und vertrank sechzig Rubel, die meinem Brotherrn gehörten. Ich kam vor Gericht und man steckte mich auf drei Monate ein. Als ich meine Zeit abgesessen hatte, ging ich zu Einem, der 'ne Schänke hatte und sich mit allem möglichen Gesindel abgab. Ein feiner Kerl wars, ehrlich — unglaublich ehrlich! — und gescheit. Er war ein Liebhaber von Büchern, hatte Alles gelesen und wußte Alles. Ich ging also zu ihm: ‚Na, Pawel Petrow, nimm mich.' ‚Nun', sagte er, ‚warum nicht? Der Mensch muß hilfreich sein. Wohn' hier, iß, trink und arbeite Dich ein.' Ich hielt sehr viel von ihm und er liebte mich auch. Bisweilen saß er den ganzen Tag hinter dem Schänktisch und las mir Geschichten von französischen Räubern vor ... alle seine Bücher handelten von Räubern ... ich hörte zu, hörte ... teuflische

Kerle warens. Die unglaublichsten Sachen stellten sie an ... und dann fielen sie doch rein, unbedingt. Kopf und Fuß hatten sie ... und doch immer am Schluß des Buches ... vor Gericht ... zapp und basta! Alles vorbei!

Einen Monat sitze ich so bei Pawel Petrow ... einen zweiten ... höre mir seine Geschichten und Reden an ... und sehe, daß immer Leute zu ihm kommen, mit Armbänder, Uhren und Dergleichen ... und ich sehe nur, daß dabei nichts raus kommt. Die Sachen sind gestohlen, Pawel Petrow giebt den halben Preis. ‚Gleich, he, gieb!' ... Schmausereien, Gelage, Streitigkeiten ... und nichts bleibt übrig. Lumpige Geschichte, Bester! Bald kommt der Eine vor Gericht, bald der Andere ... und weshalb? Des Einbruchs verdächtig, hundert Rubel sind gestohlen. Hundert Rubel! Giebt man sein Leben für hundert Rubel preis? Da sage ich zu Pawel Petrow: ‚Das ist Alles dumm, es lohnt sich nicht.' ‚Hm! was soll ich Dir sagen?' erwidert er. ‚Das Huhn pickt doch auch nach jedem einzelnen Körnchen ... und dann ... das nöthige Selbstvertrauen! .. Das ist der Kern! Wird denn ein Mensch,' sagt er, ‚der von sich was hält, seine Finger um zwanzig Kopeken beschmutzen? Niemals. So, ich etwa, ein Mensch, der Bildung hat, würde ich mich für hundert Rubel verkaufen?' Und er fängt an, mir Beispiele zu geben, wie Einer handelt, der Etwas von sich hält. Lange sprachen wir so. Dann sagte ich ihm: ‚Pawel Petrow, schon lange habe ich vor, mein Glück auf diesem Wege zu versuchen; und da Ihr ein erfahrener Mann seid, so helft mir, wie und was.' ‚Hm,' sagt er, ‚Das geht! Und allein, ohne Beihilfe wolltest Du eine Sache zu Stande bringen? ... So z. B. ... Oboimoff! Der kommt vom Holzplatz allein, in einer Renndroschke, über die Worzla; und wie Du weißt, hat er immer Geld bei sich und auch vom Holzhof holt er den Ertrag der Woche ab. An einem Tage gehen da dreihundert Rubel ein und noch mehr. Was sagst Du dazu?' Ich dachte nach. Oboimoff, — der selbe Kaufmann, bei dem ich gedient hatte. Um so besser: Rache für Das, was er mir angethan, und außerdem ein fetter Bissen. ‚Muß es mir mal überlegen,' sagte ich. ‚Natürlich! Ohne Das gehts nicht', antwortete Pawel Petrow."

Emeljan schwieg und drehte sich langsam eine Cigarette. Die Abendröthe war schon fast verschwunden. Nur ein kleiner Streifen, der mit jeder Sekunde blasser wurde, färbte noch den Rand einer flaumweichen Wolke, die müde im dunklen Himmel ruhte. Die Steppe war still und traurig und das zarte, unaufhörliche Geräusch des Meeres erhöhte durch seine einförmigen, sanften Töne diese Stille und Traurigkeit. Von allen Seiten hoben sich lange, graue Schatten und über dem Wasser blitzte ein Stern nach dem anderen auf, so rein, so neu, als schmückten sie diesen tiefen südlichen Himmel zum ersten Male.

„Hm, ja, Lieber! Ich überlegte mir die Sache und versteckte mich noch in der selben Nacht im Gebüsch am Ufer der Worzla, mit einem eisernen Bolzen, zwölf Pfund schwer, bewaffnet. Es war im Oktober, ich erinnere mich, gegen Ende des Monats. Eine Nacht, wie geschaffen dazu, dunkel ... wie beim Schornsteinfeger unterm Rock. Ein Platz, den man sich nicht besser wünschen konnte. Gleich neben der Brücke, wo er Schritt fahren mußte. Ich lag und wartete. Meine Wuth war so groß, daß sie für zehn Kaufleute gereicht hätte... Und so einfach stellte ich mir Das vor, etwas Einfacheres gabs schon gar nicht: batz, — und damit basta!" Emeljan stand auf...

„Hm, ja! So lieg' ich nun, weißt Du, und Alles ist bei mir fertig. Eins! Und Du hast die Geldtasche. Zwei! Und Alles ist aus.

Du glaubst aber vielleicht, daß der Mensch frei über sich verfügt? Dummheiten, mein Lieber. Sage mir mal, was Du morgen thun wirst. Blödsinn! Kannst nicht einmal sagen, ob Du morgen links oder rechts gehst. Hm, ja! Ich liege nun also da und erwarte das Eine und es kommt ganz was Anderes.

Sehe, Jemand kommt aus der Stadt, scheinbar betrunken ... wackelt ... einen Stock in den Händen. Murmelt was: murmelt ungereimtes Zeug und weint, schluchzt ... kommt näher ... ein Weib! Verdammt auch! Werd' Dich schon einseifen, denk' ich! Komm nur 'ran! Und sie geht gerade auf die Brücke zu ... und plötzlich schreit sie: ‚Liebster, weshalb?' Na, weißt Du, Die schrie! Ich zuckte nur so zusammen. Wie sonderbar, denk' ich. Und sie kommt gerade auf mich zu. Ich liege, an die Erde gepreßt, und zittere am ganzen Leibe. Wo war nur meine Wuth geblieben? Da kommt sie ganz nah heran, tritt fast auf mich und fängt wieder an, zu jammern: ‚Weshalb? weshalb?' ... Und so, wie sie steht, fällt sie auch, dicht neben mich, auf die Erde ... und fängt an, zu heulen, ... so ... ich kanns Dir gar nicht beschreiben. Das Herz preßte sich mir zusammen, als ich Das hörte. Ich liege ... und sie heult. Ich denke: Wirst am Besten weglaufen. Da kommt der Mond hinter den Wolken hervor, ganz hell und klar ... einfach schrecklich. Ich stütze mich auf den Ellbogen und blicke sie an. Und da, mein Lieber, verflog Alles, gingen alle meine Pläne zum Teufel. Ein kleines Mädchen, beinahe noch ein Kind, weiß, lockiges Haar und große Augen ... die schauen so traurig ... und sie zittert ... und aus den Augen fallen Thränen, eine nach der anderen, große Thränen ... ohne Unterlaß.

Ich hatte Mitleid mit ihr und und fing an, zu husten: Kche, kche, kche! Wie sie da aufschreit. ‚Wer ist da? Wer? Wer ist hier?' Sie war furchtbar erschrocken, weißt Du. Na, da stand ich denn auf und sagte: ‚Das bin ich.' ‚Wer sind Sie?' fragt sie und ihre Augen werden noch größer und sie zittert.

‚Wer sind Sie?' fragt sie."

Emeljan lachte.

‚Wer ich bin? Vor Allem fürchten Sie sich nicht, Fräuleinchen, ich werde Ihnen nichts thun. Ich bin, so zu sagen, von der Bruderschaft der Barfüßler. Das bin ich. Ja!' Belog sie natürlich, — konnte ihr doch nicht sagen, daß ich mich versteckt hatte, um einen Kaufmann totzuschlagen. Und sie antwortet: ‚Mir ist Alles ganz gleich. Ich bin hergekommen, um ins Wasser zu gehen.' Und wie sie Das sagte, schüttelte es mich vor Frost. Na, was war da zu thun?"

Emeljan fuchtelte mit den Armen und lachte mich breit und gutmüthig an.

„Und plötzlich, mein Lieber, fing ich an, zu sprechen. Was ich sprach, weiß ich nicht mehr, aber ich sprach so, daß ich selbst ganz hingerissen war, ... immer darüber, daß sie jung und hübsch sei. Hübsch war sie nämlich wirklich, wunderhübsch. Lisa hieß sie. So spreche ich also auf sie ein. Weißt Du: das Herz sprach. Ja! Und sie schaute mich ernst und aufmerksam an ... und plötzlich lachte sie auf", schrie Emeljan über die ganze Steppe hin, mit Thränen in der Stimme und in den Augen und schüttelte seine geballten Fäuste.

„Wie sie auflacht, da zerfließe ich ganz; batz, vor ihr auf die Knie: ‚Fräulein', sag ich, ‚Fräulein' ... und nichts mehr. Und sie, Lieber, faßt meinen Kopf

mit beiden Händen, schaut mir ins Gesicht und lächelt ... wie auf einem Bilde ... bewegt die Lippen, will was sagen ... und endlich sagt sie: ‚Sie, mein Lieber, sind auch unglücklich, wie ich! Ja? Sagen Sie es mir, mein Guter!‘ Hm, ja, lieber Freund, so wars! Und noch nicht Alles: sie küßte mich hier auf die Stirn, mein Lieber ... ja, so! Kannst Du Das mitfühlen? Ach, Du mein Täubchen, Du. Weißt Du, was Besseres ist mir in meinen siebenundvierzig Jahren nicht passirt. Was? Ja, so! Und wozu war ich hingegangen? Ja ... das Leben!“

Er verstummte, den Kopf in die Hände gestützt. Ueberrascht durch die eigenartige Erzählung schwieg auch ich und blickte aufs Meer.

„Ja, dann sagte sie mir: ‚Begleiten Sie mich nach Hause.‘ Wir gingen. Ich gehe und fühle meine Füße kaum unter mir; und sie erzählt mir, wie und was. Verstehst Du, sie war die einzige Tochter ihrer Eltern, Kaufleute warens, — nun, und verwöhnt, weißt Du. Da kam ein Student und gab ihr Unterricht; und sie verliebten sich. Dann reiste er ab und sie wartete auf ihn; wenn er, weißt Du, seine Studien beendet hat, kommt er, um sie zu heirathen: so hatten sie sich verabredet. Er kam aber nicht und schickte ihr nur einen Brief, so etwa: Du bist mir nicht ebenbürtig, — natürlich kränkend fürs Mädchen. Und da wollte sie denn ... Na, Das erzählt sie mir Alles; und so kommen wir bis ans Haus, wo sie wohnt. ‚Nun‘, sagte sie, ‚mein Lieber, leben Sie wohl! Morgen gehe ich fort von hier. Sie brauchen vielleicht Geld? Sagen Sie es mir, schämen Sie sich nicht.‘ ‚Nein, Fräulein‘, sage ich, ‚brauche keins, danke Ihnen.‘ ‚Nun, mein Guter, geniren Sie sich nicht, sagen Sie, nehmen Sie!‘ so dringt sie in mich. Und ich, so zerlumpt ich war, sage: ‚Brauche nichts, Fräulein.‘ Weißt Du, mein Lieber, mir war nicht danach, nach Geld ... Wir nahmen Abschied. Sie sagte in zärtlichem Ton: ‚Ich werde Dich nie vergessen. Ein ganz fremder Mensch bist Du mir gewesen und doch so ...‘ Na, lassen wir Das!“ Mit diesem Wort brach Emeljan plötzlich ab und rauchte eine neue Cigarette an.

„Sie ging. Ich setzte mich traurig vor dem Thor auf eine Bank. Der Nachtwächter kommt. ‚Du‘, sagt er, ‚was hockst Du hier, willst wohl was um die Ecke bringen?‘ Ich gab ihm Eins in die Schnauze. ... Geschrei, Pfeifen und die Wache. Na, was denn, denk ich, auf die Wache? Mir war Alles gleich. Ich versetz ihm noch Eins, bleib' ruhig da und laß' mich verhaften. Am nächsten Morgen ließ man mich wieder laufen. Ich komme zu Pawel Petrow. ‚Wo bist Du herumspazirt?‘ fragt er schmunzelnd. Ich sehe ihn an; er sah ganz so wie gestern aus und doch war mir, als ob ich einen ganz anderen Menschen sähe. Na, natürlich erzählte ich ihm Alles, wie und was... Er hörte mir ernst zu und sagte dann: ‚Emeljan Nikititsch, Du bist ein Schafskopf und Narr; und, wenn es Dir gefällig ist, so pack Dich fort!‘ Nun, was denn? Hatte er nicht Recht? Ich ging meiner Wege und Das war Alles. Ja, so wars, mein Lieber!“

Er schwieg, streckte sich aus, kreuzte die Hände unter dem Kopf und blickte unverwandt in den sammetartigen Himmel, der wie übersät mit Sternen schien. Ringsum war Alles still. Das Meer hob und senkte sich wie eine ungeheure Brust, die regelmäßig und tief athmet, und sein Rauschen drang zu uns leiser und leiser herüber, — weich wie der Hauch eines Schläfers.

Nischnij-Nowgorod. Alexej Maximowitsch Peschkow.
(M. Gorjkij.)

Kanäle.*)

Man sollte glauben, daß nach all den schlimmen Erfahrungen, die das Publikum mit dem projektirten Panamakanal, mit dem Kaiser-Wilhelm-Kanal, dem sogenannten Großschiffahrtweg durch Breslau, mit der Moldau-Kanalisirung und den Arbeiten beim Eisernen Thor gemacht hat, ein Wenig Vorsicht in der Beurtheilung von Kanalprojekten selbst in die Massen der Zeitungschreiber und Zeitungleser gedrungen sei. Dennoch sieht man beim Auftauchen jeder neuen Wasserwegs-Phantasie die selben Scheingründe den Sinn betäuben und neben den berufsmäßigen Vertretern der industriellen Plutokratie auch eine große Anzahl von ehrlichen und unabhängigen Menschen die guten Gedanken von Verkehrsfortschritt, Kulturarbeit in eine Verbindung mit den dunklen Machenschaften bringen, die gewöhnlich dem Bau von Binnenkanälen vorangehen und die endgiltige Trace einer neuen Wasserstraße als einen Kompromiß nicht von Verkehrsrücksichten, sondern von politischen, finanziellen und publizistischen Einflüssen erscheinen lassen. Statt eine so wichtige Angelegenheit, die einen einmaligen Aufwand von 261 Millionen Mark erheischt und die Gefahr einer Verwüstung der Einnahmen des Bahnfiskus in sich birgt, rein sachlich zu erwägen, gruppiren die Parteien sich rechts und links und nehmen einstimmig für oder gegen eine rein wirthschaftliche Regirungvorlage Stellung. Ich selbst war, so lange ich denke, mit meinen Sympathien auf der Seite der demokratischen Parteien, und zwar der allerradikalsten, und ich bin genöthigt, meine Ueberzeugung hier ausdrücklich zu betonen, weil gerade in dieser Frage sich eine bedauerliche Verwirrung der Geister bemächtigt hat, so daß Jeder, der gegen den Kanal ist, für einen Reaktionär schlimmster Sorte gehalten wird. Bisher habe ich nur an liberalen und sozialdemokratischen Blättern gelegentlich mitgearbeitet. Diesmal aber muß ich meinen Gesinnungfreunden in dieser rein wirthschaftlichen Frage nachdrücklich entgegentreten, da Parteien, die mit mehr oder weniger Recht das Wort Freiheit in ihr Programm aufgenommen haben, im Begriff sind, sich zu ruiniren, bevor sie noch Gelegenheit gehabt haben, durch die Führung der Staatsgeschäfte ihren Befähigungnachweis für das Tragen einer geschichtlichen Verantwortung zu erbringen. Seit die Panamakanal-Angelegenheit die radikalen Parteien in Frankreich in den Sumpf gezerrt und den reaktionären Parteien, die aus dem Skandal rein hervorgingen, zu neuer Macht verholfen hat, haben die liberalen und sozialistischen Parteien die Pflicht, solche Völkerbeglückungpläne mit dem peinlichsten Mißtrauen zu prüfen und zu untersuchen, ob die Mühen den möglichen Erfolg aufwiegen, ob die Baukosten und die Ausfälle an den Einnahmen der Staatsbahnen auf eine andere Weise herein zu bringen sind oder ob die selben Ursachen, die in Frankreich wirksam waren, nicht

*) Der Autor dieses Artikels ist seit Jahren mit der Vertretung reichsdeutscher Fluß- und Kanal-Schiffahrtgesellschaften in Oesterreich betraut; es ist vielleicht nicht uninteressant, zu sehen, welche Eindrücke er, ein unbetheiligter Ausländer, von der preußischen Kanalpolitik empfangen hat.

auch in Deutschland den Vertretern der Industrie Ansehen und Beliebtheit im Volk rauben können.

Ein Kanalbau ist nicht etwa, wie das große Publikum glaubt, unter allen Umständen ein Kulturfortschritt. Manchmal ist es ein ehrlicher Irrthum, der im Bannkreis des alten Manchesterthumes seinen Ursprung nimmt und auch heute noch selbst in den Köpfen vorurtheilloser Nationalökonomen fortspukt, weil die Erfahrungen, die man mit den verbilligten Tarifen und Verkehrswegen gemacht hat, noch nicht zum allgemeinen Bewußtsein gekommen sind. Früher dachte man, Jeder, der einen Eisenbahntarif um zehn Pfennige herabsetzt, Jeder, der einen neuen Wasserweg graben will, sei ein Mann des Fortschrittes, weil die Presse der Großindustriellen, die in allen Ländern ein Monopol auf die Leser im fortschrittlich gesinnten Bürgerthum besitzt, ihnen diesen Gedanken suggerirt hat. Der Erste, der auf die schlimmen Wirkungen der niedrigen Eisenbahntarife hinwies, war Professor Kaizl, der vorige österreichische Finanzminister, der gezeigt hat, daß die österreichischen Steuerzahler auf dem Umweg von Eisenbahntarifen ungefähr 2000 Millionen Mark den Industriellen und Händlern schenkten, ohne daß die österreichische Volkswirthschaft von den angeblich so großartigen Wirkungen der billigen Tarife Etwas verspüre. Im Gegentheil: das österreichische Wirthschaftleben zeigt trotz den für einzelne Artikel unerhört billigen Tarifen ein jammervolles Bild. Die preußischen Staatsbahnen ergeben jährlich Ueberschüsse von mehr als 400 Millionen Mark, während wir in Oesterreich jährlich einige 50 Millionen Gulden bei den Staatsbahnen zusetzen. Was Das heißt, kann nur Der begreifen, der hier zugesehen hat, wie wegen einer Zuckersteuererhöhung von 20 Millionen Gulden beinahe eine Revolution ausgebrochen ist und fünf Menschen in Graslitz wegen der um sechs Kreuzer höheren Zuckersteuer ihr Leben gelassen haben. Wenn es in Preußen gelungen sein wird, einen Kanal mitten durch das ganze Land zu führen und die Staatsbahnen um Millionen ihrer Einnahmen zu bringen, und wenn dann der Staat, wie in Oesterreich, das Bier, den Zucker, den Tabak, die Miethen höher besteuern wird, ohne daß von den so gerühmten volkswirthschaftlichen Wirkungen Etwas zu spüren ist, dann wird — zu spät — den vom Zeitungsgewäsch Verwirrten klar werden, daß man den Staat gezwungen hat, eine ungeheure Kraftanstrengung zu machen, damit ein Fabrikbesitzer seine Kohlen bis in seinen Hof schwimmen lassen kann, damit ein Hüttenwerk ein paar tausend Mark für Erzfrachten erspart und damit einige Baufirmen, die wegen der theuren Maschinen ein Monopol auf Kanalbauten besitzen, ihre Millionen verdoppeln.

Als im Panamafalle die stickige Kanalluft zu wehen begann, lagen die Verhältnisse für die Vertheidiger des Kanals immerhin noch günstiger. Erstens ist die Umschiffung Südamerikas denn doch etwas Anderes als der Umweg über Hamburg-Rotterdam. Die Getreidefracht zwischen diesen Plätzen stellt sich durchschnittlich auf etwa fünfzig oder sechzig Pfennige pro 100 kg und die Getreidefracht von Philadelphia nach Berlin wird über den projektirten Kanal, wenn er technisch gelingt, pro 100 Kilo im Sommer zur Zeit der offenen Schiffahrt im besten Fall um fünf oder zehn Pfennige billiger sein als über Hamburg. Wenn man sich erinnert, daß die Getreidepreise um das Hundertfache schwanken, wird man den Einwand würdigen, die Kanalgegner seien nur verbissene Agrarier.

Zweitens würde der Panamakanal als intermaritimer niemals durch Wassermangel und wegen seiner tropischen Lage niemals durch Vereisung zu leiden haben, während in unserem Klima beide Umstände die Schiffahrt abwechselnd beeinträchtigen. Schließlich kamen für den Panamakanal keine Interessen des Eisenbahnfiskus in Betracht und die Baukosten wurden von freiwilligen Aktionären, nicht von unfreiwilligen Steuerzahlern getragen. Es muß also konstatirt werden, daß der berühmte Panamaskandal, der durch dilettantische Großmannssucht auf der einen Seite und durch schlaue Händlermache auf der anderen Seite hervorgerufen wurde, eigentlich aus einem Projekt entsprang, das in der Anlage besser war als das neue deutsche Projekt.

Mit Ausnahme des Suezkanals bringt kein Kanal auch nur die Ueberwachungkosten ein; und auch dieser Kanal, der viele tausend Kilometer Umweg ersparen läßt, wird sich schlechter rentiren, wenn die sibirische Eisenbahn und die Eisenbahn nach dem persischen Golf ausgebaut sein werden. Fast alle Kanäle sind finanziell verunglückt, die meisten aber auch technisch. Im Oder-Havel Kanal, der Hamburg mit Breslau verbindet, ist ein Vierteljahr lang kein Wasser und ein Vierteljahr lang Eis, so daß Güter, die im November 1898 in Kosel in den Kahn gelegt wurden und per März in Hamburg geliefert werden sollten, in einem mir bekannten Fall am zweiundzwanzigsten Mai Hamburg erreichten.*) Der Wasserweg zwischen Prag und Aussig wird jetzt kanalisirt. Im günstigsten Fall, wenn das Werk diesmal gelingen sollte, werden sich die Exportfrachten wegen der dreizehn neuen Schleusen mit ihren Gebühren und Zeitverlusten erhöhen und nur die Importfrachten etwas billiger werden. Gerade umgekehrt ist es bei den Kanalisirungarbeiten an der Donau beim Eisernen Thor. Durch die in die Donau geworfenen Millionen wurde der Thalwärtsverkehr über diese Stromschnelle bei Wasserständen ermöglicht, die bisher den Verkehr nicht gestatteten. Dafür ist die Bergpassage theurer geworden und die Schiffahrtgesellschaften behaupten, daß die von der ungarischen Regirung erhobenen Stromgebühren ruinös sind. Diese Beispiele von verfehlten Kanalabenteuern ließen sich beliebig vermehren.

Daß die großen Blätter für den Kanal sind, wird keinen Einsichtigen wundern. Die Nachrichten-Grossisten sind durch die Lage der Dinge gezwungen, sich nicht mit den großen Inserenten der Plutokratie zu überwerfen, wenn sie ihre Leserkunden mit den theuren Nachrichten gut bedienen wollen. Seltsam ist die bemerkenswerthe Haltung der Arbeiterpartei. Ihre Schwärmerei für den Kanalplan ist nur zu erklären, wenn man annimmt, daß sie, die im preußischen Landtag nicht vertreten ist, sich über den Sachverhalt nicht genügend unterrichtet habe.

Schlackenwerth bei Karlsbad. Rudolf Kohn.

---

*) Der Wasserweg zwischen Kosel und Hamburg erfordert im günstigsten Fall drei Wochen. Ich verstehe nichts von militärischen Dingen, aber es scheint mir doch schwer begreifbar, wie man in einem modernen Krieg von einem Binnenkanal militärische Vortheile erwarten kann.

Französische Agrarpolitik.

Die Nothlage der französischen Bauern, verschärft durch die frühere Agrarpolitik der Regirung, mußte nothwendig zu organisirter Selbsthilfe führen, nachdem die individuelle Selbsthilfe ihre Mittel erschöpft hatte. Diese Mittel waren hauptsächlich: Hebung des Ernteertrages durch verbesserte Kulturmethoden und Reduktion des Herstellungpreises; und es gelang dadurch wenigstens, zu verhindern, daß sich die mit Getreide bebaute Fläche verminderte, wie Das unter dem Einfluß der niedrigen Getreidepreise in anderen Ländern eingetreten war. Im Gegentheil: im Jahre 1895 betrug sie 6 956 765 Hektar, im Jahre 1892 nach der Statistique agricole 7166459. Auch ging der herkömmliche Herstellungpreis von zwanzig Francs für das Hektoliter in einer kleinen Wirthschaft bis auf 8,26 Francs herunter; die Mißernte des Jahres 1891 steigerte ihn auf 13,92 Francs, im Jahre 1892 stellte er sich aber wiederum auf 9,86.

Eine organisirte Selbsthilfe gab es in Frankreich vor dem Jahre 1884 nicht, abgesehen von einer Ausnahme: dem freiwilligen Austausch und der freiwilligen Zusammenlegung von Grundstücken an Stelle der in anderen Staaten durch Zwangsgesetze durchgeführten Feldbereinigung und Verkoppelung. Freilich mit sehr geringem Erfolg, wie die noch immer fortschreitende Bodenzersplitterung beweist. Bis 1884 wirkte die Höhe der Abgaben bei Eigenthumsübergängen hemmend. Erst ein Gesetz vom dritten November 1884 schuf hierin Wandel. Neben Verträgen einzelner Eigenthümer kommen Kollektivabmachungen ganzer Gemeinden vor. Jeder Zwang zur Betheiligung ist aber ausgeschlossen und es steht ganz im Belieben der Gemeindemitglieder, ob sie sich an einem solchen in der Form eines Syndikats organisirten Vorgehen betheiligen wollen oder nicht.

Das Gesetz über die Arbeitersyndikate vom Jahr 1884 wurde der Ausgangspunkt einer weiter gehenden Verbandsthätigkeit der französischen Landwirthschaft. Die „syndicats agricoles“, anfangs nur Einkaufsgenossenschaften zur Beschaffung von Saat, Düngemitteln und Maschinen, nahmen bald auch den landwirthschaftlichen Unterricht in ihr Programm auf und organisirten Fortbildungskurse und Versuchsstationen. Dann entstanden Produktiv- und Verkaufsgenossenschaften: Molkereien, Käse- und Weinfabriken und Destillerien. Hierauf wurden Vieh- und Ernteversicherung auf Gegenseitigkeit, Arbeitnachweis und Stellenvermittelung für Arbeiter und Pächter, Krankenkassen und Altersversicherung in Angriff genommen. Am Langsamsten entwickelte sich das genossenschaftliche Darlehenswesen. Die kleinen landwirthschaftlichen Kassen, die bis zum Jahre 1894 hier und da im Anschluß an die Syndikate entstanden, blieben ohne Bedeutung. Erst seit das Gesetz von 1894 den Syndikaten gestattete, sich als landwirthschaftliche Genossenschaftbanken zu konstituiren, begann die Organisation des landwirthschaftlichen Kredites.

Der „Almanach de la coopération française“ für 1898 ergiebt 175 landwirthschaftliche Produktiongenossenschaften und 623 landwirthschaftliche Kassen. Die Syndikate, von denen das Alles ausgegangen ist, stehen heute in Verbänden, die meistens ein Departement umfassen, und diese Verbände schließen sich zu einigen Generalsyndikaten zusammen.

Nach der Devise „Tous pour un, chacun pour tous“ ist die Tendenz dieser

Veranstaltungen: Sicherung der Vortheile des größeren Kapitales für die kapitalistisch schwachen, selbstarbeitenden Grundbesitzer. Nicht selten wird erst durch Gründung von Konsumgenossenschaften und durch Ansammlung der Betriebsgewinne ein kleines Kapital zusammengebracht; ist man so weit, dann schreitet man zur Bildung der Produktivgenossenschaft mit Verkaufsstellen; die Kredit- und Werkgenossenschaften erleichtern Verbesserungen der Wirthschaft: und so ergiebt sich für die französischen Bauern die Aussicht, fast aller Vortheile, die der Großbetrieb und verfügbares Kapital gewähren, theilhaftig zu werden.

Der bisherige Erfolg ist wirklich auch überraschend günstig gewesen. So vertheilte die Genossenschaftbäckerei zu Roubaix im Jahre 1898 nicht weniger als fünfundzwanzig Prozent Dividende. Aber die materiellen Vortheile für den kleinen Grundbesitzer erschöpfen bei Weitem nicht den wohlthätigen Einfluß der Kooperation. Nicht nur, daß sie die wirthschaftliche Konkurrenzfähigkeit des Bauern hebt, ihn als Produzenten und Konsumenten vom Zwischenhandel emanzipirten: sie wirkten als ein ausgezeichnetes soziales Erziehungmittel, rissen ihn aus seiner niederdrückenden Isolirung und lehrten ihn, statt des den Verhältnissen nicht mehr angepaßten Konkurrenzkampfes Aller gegen Alle, den Werth der wirthschaftlichen Organisation schätzen.

Dieser Werth springt auch zu sehr in die Augen, als daß er von irgend einer Partei in Frankreich noch verkannt werden könnte. Konservative, Liberale und Sozialisten treffen hier, so weit sie sonst durch die Verschiedenheit ihrer Grundanschauungen getrennt sein mögen, zusammen und suchen einander in heißem Ringen dieses Feld der Bethätigung streitig zu machen.

Das landwirthschaftliche Uebergangsprogramm der Sozialisten erkennt in seinen praktischen Forderungen ausdrücklich die Grundgedanken der genossenschaftlichen Reformbewegung an; die bürgerlichen Parteien und die Sozialrevolutionäre unterscheiden sich von einander eigentlich nur noch im Endziel. Im Zusammenhang damit steht es, daß das sozialistische Programm alle Veranstaltungen als obligatorische Aufgaben der ganzen Gemeinde auffaßt, während die Kooperation sie durch freie Berufsvereine verwirklicht. Es kommt allerdings vor, daß Sozialisten die landwirthschaftlichen Syndikate angreifen, weil sie fürchten, daß der Einfluß des Großgrundbesitzes in ihnen überhandnehme. Aber nur in der „Union du Sud-Est“ steigt die Zahl der Großgrundbesitzer bis auf zwölf Prozent, in der „Union du Centre“ ist sie sechs, in allen anderen zwei Prozent, im Durchschnitt fünf Prozent. Daher die freimüthige Aeußerung von Jaurès: „Ils nous serviront tout de même; aussi nous ne leur en voulons pas.“ Trotz dieser geheimen Hoffnung und dieser im Prinzip wohlwollenden Stellung bekämpfte der selbe sozialistische Abgeordnete Mélines Gesetzesvorschlag, der die landwirthschaftlichen Versicherungsgenossenschaften subventioniren wollte. Der Grund war, daß die Art der Vertheilung der Subvention den Einfluß der Regirung und des Großgrundbesitzes auf die Syndikate verstärken konnte. Und ähnlich zaudern die selben Republikaner, die das landwirthschaftliche Genossenschaftwesen als Hauptstütze ihres friedlichen Reformprogrammes hinzustellen lieben, keinen Augenblick, gegen Syndikate Stellung zu nehmen, in denen die kollektivistische Tendenz sich allzu stark geltend macht. Den Sozialpolitiker interessiren diese parteitaktischen Manöver nicht. Was ihn aber im höchsten Maße interessiren muß, ist die That-

sache, daß die landwirthschaftliche Assoziation und Kooperati in Frankreich — obgleich sie noch im Anfangsstadium ihrer praktischen Wirksamkeit steht — grundsätzlich von allen Parteien anerkannt ist. Darin dürfte einer der wirksamsten Hebel für die kommende Neugestaltung der Dinge in unserem Nachbarlande liegen.

Von Alledem gilt nichts für die staatliche Intervention in Frankreich. Was sie bisher geleistet hat, ist ohne jeden nennenswerthen Einfluß auf die Lage des französischen Bauern geblieben und höchstens könnte man sagen, daß man in letzter Zeit aufgehört hat, gegen die Bauern zu regiren. Noch versteigt man sich nur in den allerseltensten Fällen zu positiven Eingriffen und jede Gesetzesänderung, die ein Stück rückständiger feudaler Beschränkungen und verjährten Unrechtes wegräumt, wird immer wieder als große That gefeiert. Daß eine republikanische Regirung, hundert Jahre nach der großen Revolution, dem Bauern endlich gestattet, gleich allen anderen Bürgern, Vereine zu bilden, daß das Gesetz von 1884 der Selbsthilfe freie Bahn schuf, wird als schöpferisches Werk gepriesen; und man machte ein unglaubliches Aufheben davon, als im Jahr 1894 den Syndikaten gestattet wurde, der dringenden Kreditnoth des Kleingrundbesitzes abzuhelfen. Die Reform der Octrois ist noch immer nicht durchgeführt. Zwar hat ein Gesetz vom neunundzwanzigsten Dezember 1897 die Besteuerung von Getränken, die diätetischen Zwecken dienen, zum Theil aufgehoben; die vollständige Beseitigung der Octrois liegt aber in nebelhafter Ferne und die von keinerlei Sachkenntniß angekränkelten Berichte des pariser Gemeinderathes und der Seine-Präfektur erinnern lebhaft an die Romanerfindungen Jules Vernes.

Gewisse Erfolge der Schutzpolitik in den letzten zwei Dezennien liegen mehr auf dem Gebiet der Administration als einer eigentlichen Intervention im modernen Sinn. Günstig für die Landwirthschaft und für die landwirthschaftliche Industrie hat das Gesetz gewirkt, das im Jahr 1884 die Zucker-Fabrikatsteuer durch die Rübenbesteuerung ersetzte. Der erste prinzipielle Schritt zu einer Steuerreform im Interesse der Bauern erfolgte jedoch erst durch das Gesetz vom einundzwanzigsten Juli 1897, das die zu fünfundzwanzig Francs Steuern veranlagten Grundstücke für steuerfrei erklärte. Angeblich sollte dadurch der Kleingrundbesitz um fünfundzwanzig Millionen jährlich entlastet werden, in Wahrheit kommt der Steuererlaß aber, da er nicht an das Einkommen des Grundeigenthümers, sondern an die Ertragsfähigkeit der Grundstücke gebunden ist, auch vielen Großgrundherren zu Gute, die eine Mehrzahl von kleinen Grundstücken ihr Eigen nennen.

Eine allgemeine Reduktion der Abgaben bei Eigenthumsübergängen steht noch aus, eben so eine zweckmäßige Neugestaltung des Hypothekenwesens und der Katastrirung.

Im Transportwesen hat sich die Staatsintervention auf die Erwirkung wenig bedeutender Frachtermäßigungen beschränkt. Doch zielt die Eisenbahnpolitik, die in diesem Jahrhundert den Privatcompagnien so nützlich, der Landwirthschaft so nachtheilig gewesen ist, darauf ab, bis zum Jahr 1960 das ganze Eisenbahnnetz zu verstaatlichen. Der Landwirthschaft kann Das nur erwünscht sein. Schneller hat sich die Anwartschaft des Staates auf die Wasserstraßen verwirklicht: mit dem Ankauf des Canal du midi und des Parallelkanals der Garonne sind beinahe alle wichtigen Wasserstraßen, den Kanal der Stadt Paris ausgenommen, in fiskalischen Betrieb übergegangen. Endlich hat die Erneuerung des Privilegs

der Bank von Frankreich im Jahr 1898 dazu gedient, den landwirthschaftlichen Darlehenskassen reichliches Betriebskapital zuzuführen. Der Vorschuß von vierzig Millionen und die Jahresbeträge von zwei Millionen, die auf Grund der neuen Konvention dem Staat von der Bank zu zahlen sind, haben die Gründung von Kreditkassen ermöglicht, die mit den Genossenschaftkassen in unmittelbare Verbindung traten. Auch die erste staatliche Subvention der genossenschaftlichen Versicherungsgesellschaften gegen Hagel und Viehsterblichkeit fällt in das Jahr 1898. So bezeichnet dieses Jahr nach verschiedenen Richtungen den Anfang einer Kreditorganisation des französischen Kleingrundbesitzes.

Paris. Dr. Alfred Nossig.

Das wilde Thier.

Seine Manz hatte seine Frau geschlagen. Das war nichts so Ungewöhnliches mehr, denn es geschah fast immer, wenn er betrunken war, und betrunken war er, so oft er auf dem Fischmarkt guten Verkauf gehabt hatte und danach im „Bären" eingekehrt war. Heute aber war es besonders schlimm gewesen. Es war Blut geflossen. Darum waren die Leute zusammengelaufen und standen in der späten Abendstunde um das elende Haus, in dem die Verwundete, mit nassen Tüchern auf der Stirn, im Bette lag. „Ein Glück noch, daß sie dem Beil ausgewichen ist; sonst hätte es ihr den Kopf gespalten", sagte der Arzt.

Der Mann war auf den Dachboden gestiegen. Das Mitleid der Nachbarn mit dem Weibe und die verachtenden Blicke, die man ihm zuwarf, machten ihn noch zorniger als vorher die vorwurfsvollen Worte aus dem Munde der Frau selbst, die seine Wuth gereizt hatten. Was brauchten die Leute sie zu bedauern? Was ging es diese Leute an? War sie denn nicht seine Frau? Sie stachelten sie nur gegen ihn auf, sonst hätte sie es gar nicht gewagt, ihn so zu reizen. Sie waren schuld, daß er in seinem eigenen Haus nicht mehr daheim war. Sie Alle waren mit ihr gegen ihn verbündet. Die Kinder wollten auch schon nicht mehr in seiner Nähe sein; auch sie hielten zur Mutter. Und doch schindet man sich um ihretwillen die Haut vom Leibe, liegt die Nächte durch in seiner Jolle auf dem Meer in Sturm und Wassersturz, frierend und hungernd, um die paar Groschen zum äußersten Lebensunterhalt zu verdienen. Mein Gott, kann es da nicht auch einmal vorkommen, daß man sein Elend ein paar Stunden vergessen und die Kälte eine Weile aus allen Gliedern treiben möchte? Und da muß Einem gleich ein vorwurfsvolles Gesicht entgegengucken, wenn man heimkommt und nicht mehr gerade stehen kann.

Wer ist immer Herr über sich selbst? Sie wars auch nicht, als sie ihm

sagte, während sie das Gesicht von ihm abwandte: „Komm den Kindern nicht zu nah, daß sie nicht merken, wie Du nach Fusel riechst.“ Warum ließ sie sich nicht lieber von ihm scheiden? Warum hatte sie Das nicht schon längst gethan? Die Kinder würden ja ihr verbleiben, die würde man ihm ja doch nicht anvertrauen, — ihm, dem man überhaupt nur darum noch zuweilen Guten Tag zurückgab, weil man seine unheimliche Kraft fürchtete. „Wenn er sich nur einmal totsaufen würde, der schlechte Kerl“, sagten sie so laut, daß ers hören konnte, „die Frau würde sich ohne ihn viel besser durchschlagen.“ Sie hatten Recht. Er war nichts als ein Fluch für sein Haus. Aber so weit wars denn doch nicht mit ihm, daß er ein solcher Kerl bleiben sollte. Wills nicht besser werden, kanns nicht besser werden, so macht man dem Hundeleben ein Ende. Heine Manz suchte auf dem Dachboden nach einem Strick, um sich zu erhängen. Da hörte er von unten die Stimme seines jüngsten Kindes. Es weinte. Die Nachbarn hatten sich getrollt. Lange war es Schlafenszeit und in der Nacht hörte man jeden Laut, der drunten gesprochen wurde. „Geht, Ihr habt Vater noch nicht Gute Nacht gesagt“, mahnte die Mutter. „Ich will nicht, Vater ist bös“, murrte der Kleinste, ihr Liebling. „Wenn Du nicht gleich folgst, hat Mutter Dich nicht mehr lieb,“ tönte die Stimme der Leidenden wieder. Dann kam es die Bodentreppe herauf, drei Köpfchen guckten scheu durch die Luke und riefen ein zaghaftes „Gut' Nacht, Vater!“. Dann hasteten die kleinen Füße wieder hinab und das letzte Geräusch verhallte bald hinten in der Kammer, wo die Kleinen schliefen. Heine Manz hatte zitternd in einem Winkel des Dachraumes gestanden. „Sie hat sie zu mir geschickt“, sagte es in ihm.

Dann knarrte die Bodentreppe wieder, aber diesmal unter den schweren Tritten der großen Fischerstiefel Heines. Auf der Hälfte des Weges hielt er an und zog sie aus. „Die Göhren brauchen nicht munter zu werden“, brummte er für sich. In der Stube brannte ein Nachtlicht, bei dem die alte Lieschen, die Krankenwärterin, Hebamme und Totenwäscherin des Dorfes, wachte. „So, Du wildes Thier, läßt Dich endlich sehen?“ flüsterte sie, ihn mit bösen Augen ansehend. „Halts Maul, Lieschen, und troll' Dich heim!“ Die Alte sah ihm lange ins Gesicht; dann nickte sie mit ihrem alten fast haarlosen Kopf bedächtig und ging aus dem Hause. „Behüt' Euch Gott“, sagte sie noch unter der Thür. „Was kommt Die an?“ dachte Heine. Dann nahm er das Nachtlicht und ging in die Kammer.

Ein nasses Tuch bedeckte die Stirn des schlafenden Weibes Die Wangen waren so blaß wie die weiße Kalkwand. Heine stellte das Licht auf den Sims, kniete am Bette nieder und verbarg den Kopf in der wollenen Decke, die die Füße seines Weibes umhüllte. Dann wurden die Kinder durch ein lautes, wildes Schluchzen geweckt. Aus einem der Bettchen klang leises Weinen. „Muckst Euch nicht, Ihr!“ herrschte Heine sie an. Die kranke Frau schlug die Augen auf, die die seinigen suchten. Sie bemühte sich, zu lächeln, und ihre fiebernde Hand legte sich auf die Hand des Mannes. Er stand rasch auf und sagte unwirsch, während er sich mit dem Aermel über die Augen fuhr: „Ich wollte nur. . . .“ Es fiel ihm aber nicht ein, was er da habe suchen können. Und sie ließ die Hand nicht los, die ihr so weh gethan hatte und ihr noch oft wehthun würde. Richard Freiling.

Kohlenstaub.

Im Kohlenstaub wähnen heute berufene und unberufene Erfinder Märchenschätze verborgen und das Patentamt hat reichlich Gelegenheit, an ihren Ideen und Anmeldungen seinen Scharfsinn zu üben. Aber es ist bezeichnend daß eine auf kostspielige Patente gegründete Aktiengesellschaft für Kohlenstaub-Feuerung jetzt wieder das Zeitliche segnen muß, nachdem sie große Summen verschlungen und alle Erwartungen getäuscht hat.

Wohl zeichnet der gleißende Staub die verheißungvollen Spuren werkthätiger Arbeit; aber wo die Industrie sich einer Gegend ganz bemächtigt hat, senken sich die schwarzen Körnchen auch dicht auf Feld und Strauch, dringen in Haus und Hof, in Küche und Garten und überziehen Geräthe und Kleidung mit demselben freudlosen Grau; am Stärksten da, wo die unentbehrliche Nahrung unserer eisernen Sklaven zu Tage gefördert wird, im rheinisch-westfälischen Bezirk. Und obgleich wir die fleißige Arbeit der Häuer und das Sausen der nimmer ruhenden Räder zu vernehmen meinen, mag sich dem Geistesauge der dunkle Schleier, der die Landschaft bedeckt, in ein endloses, trauriges Bahrtuch verwandeln.

Es ist dankbarer, gute als schlechte Aussichten zu prophezeien. Doch fangen selbst die fröhlichen Sanguiniker schon an, stutzig zu werden. Die entente cordiale zwischen Industrie und Börse ist in die Brüche gegangen. Was nützt es den Herren über die „schwarze Gegend", daß sich die Aufträge über alle Kräfte hinaus häufen, wenn mit der gesteigerten Arbeit nicht eine Steigerung der Gewinne Hand in Hand geht? Die Schienenwege können den Verkehr nicht mehr bewältigen. Den Spediteuren wird die Bahn tagelang einfach gesperrt; die herangeschleppten Güter lassen sich nicht mehr prompt versenden. Sonst wurden in Rheinland Westfalen und auch in Oberschlesien Kokswagen zur Beladung mit Schutt und mit anderem groben Gut als Betriebswagen gestellt, heute werden sie von den Eisenbahndirektionen wie Luxusstücke gehütet und strenge Verbote weisen auf den Kohlenmangel hin. Die Erde selbst läßt sich ihre Schätze so schnell nicht rauben, wie es der hungrige Bedarf verlangt. Mit dem Eintritt der kühlen Witterung hat die Noth sich gesteigert. Tag für Tag bestätigen Das die Berichte aus den verschiedensten Wirthschaftgebieten. Die Kohlenhändler sind schlimm daran. Sie verfügen nur noch über minime Vorräthe, gänzlich unzureichend zur Befriedigung der Kleinkonsumenten, und je stärker der Bahnversand geworden, der z. B. im Ruhrgebiet an den Arbeitstagen durchschnittlich sechzehntausend Doppelwaggons beträgt, und je mehr der Selbstverbrauch gewachsen ist, desto mehr sehen sich die Zechen veranlaßt, den Landverschleiß einzuschränken. Unter diesen Umständen werden die Wintermonate den empfindlichsten Kohlenmangel bringen, es sei denn, daß das rheinisch-westfälische Syndikat die Ausfuhr weiter einschränkt oder sich entschließt, zur Ergänzung fremdes Material heranzuschaffen. Schon hallen die Tageszeitungen von beweglichen Klagen über den Einfluß der Kohlentheuerung wider. Eisenwerke, Ziegeleien, Brennereien u. s. w. sehen ihre Rentabilität durch die Erhöhung der Produktionkosten in Frage gestellt. Fabrik und Haushaltung sind in gleicher Noth. Man weiß,

daß die Preise noch weiter anziehen müssen. Der Beginn des Herbstgeschäftes in Hausbrandkohlen und die in der Jahreszeit begründete Steigerung des Verbrauches der Gasfabriken genügen allein schon, um den Bedarf anschwellen zu lassen, Dabei kann man überall in interessirten und in uninteressirten Berichten lesen, daß Zechen und Kokereien der wachsenden Nachfrage nach Kohlen und Koks mit äußerster Anstrengung kaum noch genügen und daß es weiterhin sehr schwer halten wird, die Gesammterzeugung der syndizirten Zechen so zu erhöhen, daß die Abnehmer glatt befriedigt werden können. Auf keinen Fall wird Das gelingen, wenn ein früher und strenger Winter eintritt. Schon nimmt man immer mehr zur Verkokung der Gaskohlen seine Zuflucht, hat aber den Mangel an Kokskohlen bis jetzt noch in keiner Weise mildern können. Auch die sämmtlichen übrigen Fettkohlensorten sind knapp. Gasflammkohlen sind in einzelnen Sorten vorhanden, in anderen herrscht ein Mangel, der von der Eisenindustrie unangenehm empfunden wird. Feinkoks ist als Hausbrand nur noch in geringen Mengen zu haben; die Industrie hat sich verproviantirt und für den Privatverbrauch nur wenig übrig gelassen. Dahin ist es schon gekommen, daß die Eisenindustrie außer Gaskoks auch Brech- und Siebkoks in großen Mengen aufkauft, so minderwerthig dieses Material ist und so ungünstig es die Qualität der Eisenprodukte beeinflussen kann.

Der Geschäftsgang in der Kohlenindustrie ist also glänzend, die Nachfrage stürmisch und auch die Eisenbranche kann den Bedarf nicht befriedigen; eine Preiserhöhung jagt die andere. Was sagt aber die Börse, die gefällige Verkünderin aller glückverheißenden Nachrichten dazu, sie, die im Haussetaumel der Welt zu versichern liebt, daß sie eigentlich doch immer Recht habe? Die Antwort ertheilt kurz und präzise der berliner Fondsbörsenbericht des Tages, der der letzten düsseldorfer Montanbörse folgte: „Der Markt der Eisen- und Kohlenaktien blieb durch den sehr festen Bericht der düsseldorfer Börse ganz unberührt; die Kurse wurden sogar wesentlich niedriger, da es an Käufern fehlte und nur die lokale Spekulation vorübergehend Deckungen vornahm.“ Das sagt Alles. Der Enthusiasmus der Herren des berliner Parquet ist dahin, — gänzlich verraucht. Ganz ist die Situation freilich doch nicht geklärt. Das Koks*syndikat* dürfte noch einige Trümpfe auszuspielen haben und auch das Kohlen*syndikat* läßt sich nicht in die Karten sehen.

Die wirthschaftlich Schwächsten, die Kleinkonsumenten, müssen sich als eine quantité négligeable behandeln lassen. Zum direkten Bezug von den Syndikaten sind sie nicht im Stande; sie müssen sich an die in Kohlenverkaufsgesellschaften bezirksweise organisirten Großkohlenhändler wenden, die mit einander in Verbindung stehen und so die Verbraucher zwingen können, jeden geforderten Preis, so hoch er auch sei, zu bewilligen. Hier hat ein Ausbeutungsystem schlimmster Art Platz gegriffen. Zumal für den diesjährigen Herbst- und Winterbedarf werden von den Verkaufsgesellschaften für Brennstoffe Preise gefordert, die die an sich schon so hohen Verkaufspreise der Syndikate noch weit hinter sich lassen. So beträgt der Syndikat-Kokspreis zur Zeit vierzehneinhalb Mark und nach den vorläufigen Bestimmungen für die Jahre 1900 und 1901 ungefähr siebenzehn Mark für die Tonne. Außerhalb des Syndikates stehende Kokereien mußten dagegen für ihre allerdings

langsichtigen Abschlüsse achtundzwanzig und dreißig Mark für die Tonne Koks bewilligen. Uebrigens ergiebt sich da eine Schraube ohne Ende, denn schon folgert das Syndikat aus der Möglichkeit solcher Wucherpreise die Nothwendigkeit, seine Preise zu erhöhen! Was bleibt dem Händler, der bei einem solchen System nicht bestehen kann, Anderes übrig, als über die Grenzen des Landes nach Hilfe zu spähen! Die Vertreter der englischen Kohlengruben sind auf der Lauer und warten auf den glücklichen Fischzug; die Gründung einer Einkaufsgenossenschaft für englische Kohle ist unter den Kleinverbrauchern gesichert und so wird es nicht mehr lange dauern, bis durch den Uebermuth der Großhändler deutsches Geld ohne Noth ins Ausland wandern wird.

Das rheinisch-westfälische Kokssyndikat war sich lange nicht schlüssig, wie es seine Theilnehmer in der nächsten Zeit behandeln soll, und stimulirte inzwischen die öffentliche Meinung durch verzweifelte Tendenznachrichten. Selbst angebliche Wünsche der belgischen Interessanten mußten dazu herhalten, weitere Preiserhöhungen als nothwendig zu motiviren. Die entscheidende Vorstandssitzung hat aber doch schon stattgefunden und es müssen danach besondere Gründe vorliegen, daß ihre Beschlüsse, noch jetzt nach Wochen, geheim gehalten werden. Handelt es sich darum, daß die Eingeweihten möglichst lange von ihrer Kenntniß Sondervortheile ziehen wollen? Das könnte der Agitation gegen die Kartell- und Syndikat-Wirthschaft nur Wasser auf die Mühle geben. Oder fürchtet man, die „Begehrlichkeit" der Arbeiter weiter aufzustacheln? Auch Das wäre eitel. Die Arbeiter sind desto mehr geneigt, rücksichtlose Forderungen zu erheben, je unsicherer ihre Beurtheilung der Situation ist und je mehr ihr Mißtrauen genährt wird. Das bestätigen die Ereignisse, die sich in Oberschlesien vorbereiten. In den dortigen Kohlendistrikten cirkulirt eine Petition an den Handelsminister, die Hüttenverwaltungen zu einer zwanzig- bis fünfundzwanzigprozentigen Lohnsteigerung zu veranlassen. Heute beziehen die Arbeiter dort jährlich fünfzig Millionen Mark; würde sich diese Summe um die angegebenen Prozente erhöhen, so müßten sich also die Kosten der oberschlesischen Steinkohlenförderung, die im letzten Jahre einen Werth von einhundertundfünfundzwanzig Millionen erreichte, um zehn bis zwölfundeinhalb Millionen vertheuern. Das bedeutet für die Hütten selbst, daß die Gestehungskosten für den Centner um nicht weniger als zweieinhalb Pfennig höher werden würden. In letzter Instanz hat der Arbeiter selbst wieder unter einer Vertheuerung, die sich bis in den kleinsten Haushalt merklich fühlbar machen muß, zu leiden. Bedenklicher als der Arbeiterterrorismus ist in Wahrheit der Terrorismus der Syndikatsleitung, die unfair genug ist, ihren Abnehmern, die für das Jahr 1900 alte, billige Abschlüsse haben, für das Jahr 1901 jede Kokslieferung zu versagen, wenn sie nicht die für 1901 festgesetzten Preise auch für das Jahr 1900 nachbewilligen. Wo bleibt die Zuchthausvorlage für solche Manipulationen? Leider hat der Begriff einer rechtswidrigen Beschränkung des freien Willensentschlusses in unserem „Rechtsstaat" nur prekäre Geltung. Aber: „these violent delights have violent ends", mahnt Shakespeare.

Lynkeus.

Notizbuch.

Francesco Crispi ist achtzig Jahre alt geworden und Süditalien hat die Gelegenheit benutzt, den lange vom Glück begünstigten Vertreter seiner nationalen Eigenart zu feiern. Das Charakterbild dieses Helden geräuschvoller Sizilianerbegeisterung schwankt schon längst nicht mehr in der Geschichte. Man weiß, daß Crispi ein Willensmensch von ungewöhnlicher Energie, ein schlauer Beherrscher aller Künste, mit denen man ein hitziges Volk bändigt und regirt, und ein eben so gewissenloser wie kurzsichtiger Politiker ist. Das Urtheil, das Felice Cavalotti über ihn gefällt hat, war leidenschaftlich und deshalb nicht ganz gerecht; aber es traf mit prachtvoller Wucht den fauligen Kern eines Regimes, das Italien nur Unheil gebracht hat. Man braucht nicht an Crispis brutale Rechtsbeugungen im „Kampf gegen den Umsturz", nicht an seine unsauberen Beziehungen zu berüchtigten Bankdieben zu denken: aber war nicht die ganze Politik dieses ehemaligen Bombenfabrikanten, der sich allmählich zum Staatsretter herausgemausert hatte, das abenteuerlich tolle Unterfangen eines vom Ehrgeiz verblendeten Megalomanen? Unter seiner harten Hand ist Italien, dem Cavours Weisheit die Bahn vorgezeichnet hatte, verarmt und politisch heruntergekommen; seinem hemmungslosen Drang, das geknechtete Volk durch transatlantische gloire im Stil Louis Napoleons zu amusiren, entsprang die aberwitzige erythräische Politik, die schließlich zu dem Zusammenbruch bei Adua führte. Wenn er im Parlament Schwierigkeiten hatte, forderte er brüsk Siegesdepeschen aus Afrika, — und die Heerführer mochten dann sehen, wie sie sich durch Massenopfer oder durch freche Fälschungen aus der Affaire zogen. In Deutschland ist diesem skrupellosen Unheilbringer leider ein Rest von Popularität geblieben. Seit Bismarck ihn hypnotisirt und für die natürlichen Lebensinteressen Italiens blind gemacht hatte, gilt Crispi als ein Förderer des Dreibundes, von dem ja noch immer gesprochen wird. Wenn dieses Gespenst aber zu wirksamem Leben erweckt werden sollte: glaubt irgend ein Nüchterner, daß der von Crispis Großmannssucht an den Abgrund gerissene Staat, in dem der Thron nur noch aus Bequemlichkeit stehen gelassen wird, zu einer ernsten, im kleinsten Bereich entscheidenden Aktion fähig wäre? Und ist es nützlich, einem verwesenden Körper, dem die nährenden Säfte stocken, sich zu verbünden? .... Herr Crispi ist an seinem Geburtstage nicht nur vom Grafen Bülow und von dem Fregattenkapitän Kretschmann „im Namen der Deutschen Marine" begrüßt worden; er hat auch vom Deutschen Kaiser ein sehr herzliches Glückwunschtelegramm erhalten. Als Crispi vor ungefähr zehn Jahren einmal in Berlin war, schenkte ihm der Kaiser seine Photographie mit der Inschrift: A gentilhomme gentilhomme, à corsaire corsaire et demi! Der italienische Ministerpräsident, dem von seinen Gegnern schon damals ein Korsarencharakter nachgesagt wurde, war höchst verblüfft und beruhigte sich erst, als ein deutscher Ministerpräsident ihm sagte, der Kaiser habe durch die Widmung nur andeuten wollen, daß er seinen Gast für einen gentilhomme halte.

* * *

Der Verlauf der österreichischen Ministerkrisis beweist aufs Schlagendste, daß der Donaustaat einem unaufhaltsamen Zersetzungprozeß verfallen ist und daß

Kräfte, die eine Wiedergeburt herbeiführen könnten, in ihm selbst nicht vorhanden sind. Eine Bevölkerungsgruppe allerdings redet sich in allem Ernst ein, daß sie zu dem großen Werke berufen und befähigt sei: die sozialdemokratischen Lohnarbeiter; sie haben die Sache in ihren Organen und Versammlungen gründlich durchgesprochen und zuletzt auf dem brünner Parteitage das offizielle Programm des Erneuerungwerkes verkündet: Oesterreich soll ein Bundesstaat werden, dessen autonome Selbstverwaltungsgebiete sich möglichst den Sprachgrenzen anpassen. Es empfiehlt sich nicht, hier die sämmtlichen Programmsätze durchzumustern; nur an zweien soll gezeigt werden, daß auch dieser Heilversuch nicht ans Ziel führen kann. Die Regelung der Nationalitäten- und Sprachenfrage, heißt es, sei nur möglich „in einem wahrhaft demokratischen Gemeinwesen, das auf das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht gegründet ist, in dem alle feudalen Privilegien im Staate und in den Ländern beseitigt sind, denn erst in einem solchen Gemeinwesen können die arbeitenden Klassen, die in Wahrheit die den Staat und die Gesellschaft erhaltenden Elemente sind, zum Wort kommen". Es versteht sich ja von selbst, daß Marxgläubige die materielle Bedürfnißbefriedigung mit der Staatenbildung vermengen; aber ein Blick auf die Weltgeschichte zeigt, daß diese Vermengung ein großer Irrthum ist. Die größeren Staaten sind bisher ausnahmelos durch Unterjochung entweder eines ganzen Volkes oder der arbeitenden Klassen des Volkes gegründet und erhalten worden. Nur kleine Freistaaten sind Organisationen des arbeitenden Volkes gewesen und selbst in ihnen hat die Bürgerschaft gewöhnlich noch eine Schicht von Sklaven unter sich gehabt, auf die sie wenigstens einen Theil der Handarbeit abwälzte. So ists bis jetzt immer gewesen; ob es in Zukunft einmal anders sein wird, wissen wir nicht. Ein anderer Satz lautete im Entwurf (die Form der definitiv angenommenen Resolution ist etwas anders): „Wir erkennen kein nationales Vorrecht an, verwerfen daher die Forderung einer Staatssprache, wogegen wir die schon jetzt bestehende Thatsache der deutschen Verkehrssprache, so lange eine andere nicht gegeben ist, nur als praktische Nothwendigkeit ansehen, ohne daraus ein die anderen Sprachen ausschließendes Privilegium erwachsen zu lassen." Das sind leere Redensarten! Bei Staatseinrichtungen, die nicht einem der geplanten kleinen Nationalstätchen, sondern dem Gesammtstaate dienen, z. B. bei der Post, muß gefordert werden, daß die dafür verwendeten Beamten die „Verkehrssprache" vollständig beherrschen, — und dadurch wird die Verkehrssprache Staatssprache. Ist es aber nicht interessant, zu sehen, wie die internationale Sozialdemokratie, die ausgezogen war, den Staat umzustürzen, sich durch die Macht der Thatsachen gezwungen sieht, am Wiederaufbau des zerfallenden österreichischen Staates zu arbeiten, und zwar dadurch, daß sie an die Stelle eines centralisirten Staates einen Bund kleiner Nationalstaaten setzt? Ueberhaupt verdient die österreichische Sozialdemokratie die größte Beachtung. Sie hat, obwohl sie erst seit zehn Jahren besteht und obwohl in Oesterreich das industrielle Element noch vom agrarischen überwogen wird, in den politischen Kämpfen der letzten Jahre eine sehr einflußreiche Rolle gespielt; sie zeichnet sich schon dadurch aus, daß auf ihren Versammlungen in anständiger Form sachlich berathen wird, während die Reichstags- und Gemeinderathssitzungen, auch die Versammlungen anderer Parteien, mit wüstem Geschimpf ausgefüllt werden. Und sie hat sich im großen Verfassungkampf am Verständigsten benommen. Dies nicht allein darum, weil der Habsburgerstaat so überaus arm an geistigen Kräften und

weil unter Blinden der Einäugige König ist, sondern noch aus zwei anderen Gründen. Was den Haß der Nationalitäten zur Siedehitze gesteigert hat, war das persönliche Interesse; die badenische Sprachenverordnung bedeutete nichts Geringeres als die Auslieferung aller Staatsämter in den Ländern der Wenzelkrone an die Czechen, da die Deutschen ihren Söhnen nicht zumuthen können, eine barbarische Sprache zu lernen, während sich für die Czechen die Erlernung des Deutschen von selbst versteht. Die Söhne der Arbeiter haben keine Aussicht auf mittlere und höhere Beamtenstellen; die Sozialdemokraten waren also von der Verordnung nicht betroffen, konnten ruhiges Blut bewahren und sachlich debattiren, während die bürgerlichen Deutschen und Czechen tobten. Dann haben sie in dem Streit um den Paragraphen 14 und bei der Obstruktion weniger Dummheiten gemacht als die übrigen oppositionellen Gruppen, weil sie die einzigen vollkommenen Aufrichtigen und Ehrlichen waren. Die Herren von der bürgerlichen Opposition brauchen nämlich den Reichstag gar nicht so sehr nöthig. Verwaltung, Polizei und Justiz stehen ihnen immer zur Verfügung; und so weit es sich um die Vertheilung der Dienste, die der Staat den Besitzenden leistet, unter deren verschiedene Gruppen handelt, ist für jede einzelne die Vertretung in den Landtagen, in den Statthalterschaften und im Ministerium wichtiger als die im Reichstage, ja, seitdem Arbeitervertreter in diesen eingezogen sind, ist es ihnen gar nicht mehr geheuer drin. Daraus erklärt es sich, daß die Obstruktion unter dem Vorwande, die Verfassung vor dem Ministerabsolutismus zu schützen, diesen Absolutismus herbeiziehen und das Parlament leichtherzig totschlagen konnte. Die Arbeiter dagegen gehören nicht zu den beati possidentes; sie haben alle Behörden, sie haben die ganze Staatsgewalt gegen sich; sie sind weder in den Landtagen noch in den Gemeindekollegien vertreten; der einzige Ort, wo sie ihre Interessen nach der Verfassung und mit einiger Aussicht auf Erfolg verfechten können, ist der Reichstag; daher wünschen sie aufrichtig, daß er arbeitfähig bleibe, und beklagen jeden Monat, wo seine Thätigkeit ausfällt, als einen Verlust; und so haben sie denn bei aller scharfen Opposition gegen die Regirung das Menschenmögliche aufgeboten, um die übrigen oppositionellen Gruppen zum Maßhalten zu bewegen.... Von Alledem weiß natürlich der reichsdeutsche Zeitungleser nichts, denn für eine so anziehende und wichtige Erscheinung wie die österreichische Sozialdemokratie haben seine Blätter keinen Raum. Den brauchen sie für Klatsch, Intriguen, Geldspekulation, Hofnachrichten und Dreyfus; außerdem befolgen sie die bewährte Taktik, Alles, und wäre es auch eine unmittelbar bevorstehende gefährliche Katastrophe, totzuschweigen, was ihren Abonnenten Unbehagen verursachen könnte. β.

* * *

Die „Magdeburger Volksstimme", ein sozialdemokratisches Blatt, bringt eine geschmacklose Notiz, die auf den Kaiser und einen seiner jungen Söhne bezogen wird. Obwohl der verantwortliche Redakteur, Herr Müller, beweist, daß er, als die Notiz aufgenommen wurde, abwesend war, wird er zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt und seine Revision wird vom Reichsgericht verworfen, obgleich sich inzwischen der Reichstagsabgeordnete Schmidt selbst denunzirt und für den Staatsanwalt die Erlaubniß zu seiner Strafverfolgung vom Reichstag erwirkt hat. Man hätte erwarten können, daß, da die Selbstanzeige Schmidts die Unschuld Müllers bekräftigen

sollte, die Behörden das Verfahren möglichst beschleunigen würden, aber am neunundzwanzigsten September — acht Monate nach Schmidts Selbstbezichtigung — wurde gegen ihn verhandelt. Man verurtheilt ihn zu drei Jahren Gefängniß und zum Verlust sämmtlicher aus öffentlichen Wahlen hervorgegangenen Ehrenämter, also vor Allem des Reichstagsmandates. An solche Dinge sind wir im neuen Reich schon gewöhnt. Aber von Zeit zu Zeit sollte man sich doch vergegenwärtigen, was solche Gewohnheiten für Volk und Staat bedeuten. Die Geschichtschreiber der Römer haben Das ausgesprochen und konnten sich dabei auf den Kaiser Tiberius berufen. Den Tacitus und Sueton zu lesen, haben unsere überbürdeten Staatsanwälte und Richter keine Zeit; aber sie haben sich in Erfüllung ihrer Berufspflichten doch mit der Lecture oppositioneller Zeitungen zu befassen, und da werden sie die genannten Autoren in den letzten Jahren manchmal citirt gefunden haben. Einzelne Sätze geben nun freilich noch keine Darstellung der Entwickelung des römischen Magistätbeleidigungprozesses, die man kennen muß, wenn man die Bedeutung unserer heutigen Zustände würdigen will. Für den Fall, daß nächstens ein Jurist — nur er wäre der Aufgabe gewachsen — an die so nothwendige Arbeit gehen wollte, möchte ich ihn bitten, auch den wenig gelesenen Dio Cassius nicht zu übersehen. Ich meine besonders die Stelle, wo Mäcen dem Augustus Vortrag über die Behandlung von Kriminalfällen hält und dann fortfährt: „Das gilt nur von den durch die Gesetze verbotenen Handlungen. Was Schmähungen gegen Deine Person betrifft, so darfst Du Leute, die Dir solche anzeigen wollen, gar nicht anhören und darfst gegen Dergleichen nicht einschreiten. Daß Dich, der Du keinem ein Unrecht zufügst, vielmehr Allen wohlthust, irgend Jemand geschwächt habe, kannst Du anständiger Weise gar nicht glauben; nur schlechte Regenten schenken solchen Anklagen Glauben und beweisen durch das Schuldbewußtsein, das sie so verrathen, daß an der Schmähung etwas Wahres sein muß. Wie unklug ists doch, Empfindlichkeit über üble Nachreden zu äußern; denn sind sie begründet, so muß man wünschen, das Getadelte nicht gethan zu haben, sind sie unwahr, so ists am Besten, zu thun, als wisse man nichts davon. Ueberhaupt mußt Du über alle Unbilden erhaben sein; es muß Dir gar nicht in den Sinn kommen und Du darfst auch Andere nicht dazu verleiten, zu denken, daß es möglich sei, Deiner Ehre Abbruch zu thun; wie die Götter, so muß man auch Dich für unverwundbar halten." So sprach der weise Rathgeber des weisen und glücklichen Octavianus. β

* * *

„Alle Parteiunterschiede müssen schweigen, wenn es sich um die Vertheidigung des Vaterlandes handelt. Selbst in den politischen Kämpfen, die uns trennen und zur Leidenschaft stacheln, dürfen wir nie vergessen, daß wir Söhne eines Landes sind. Und wenn es morgen zu einem Zusammenstoß wie dem von 1870 käme, müßten wir alle Unterschiede des Glaubens, der Rasse und der politischen Meinung vergessen, um einmüthig uns unter den Falten der vaterländischen Fahne zusammenzuschaaren." Wer spricht so? Eine bewährte Ordnungstütze? Ein Ritter hoher und höchster Orden? Ach nein: Herr Millerand, der marxistische Sozialdemokrat, der seit ein paar Monaten in Frankreich Handelsminister ist und bei seinem Aufenthalt in Limoges bewiesen hat, wie leicht sich der Excellenzenjargon lernt.

* * *

Aus dem Berliner Tageblatt: „Dreyfus erholt sich zusehends, besonders auch in seelischer Beziehung. Er ist in gehobener Stimmung. Der Arzt erlaubt jedoch nur kurze Gespräche. Auf einem Tisch des Empfangszimmers liegen mehrere Bibeln aus, in welchen die Besucher auf Dreyfus passende Stellen unterstreichen. Frau Dreyfus läßt einzelne Besucher Bibelstellen in ein Album einschreiben." Die meisten dieser angestrichenen und abgeschriebenen Bibelstellen werden wahrscheinlich einen Vergleich des zweimal verurtheilten Landesverräthers mit Jesus von Nazareth bezwecken — einen Vergleich, der von Chlodwig, Fürsten zu Hohenlohe und von Emile Zola in die Mode gebracht worden ist. Ein Besucher aber soll im Neuen Testament das siebenzehnte Kapitel der Offenbarung Johannis aufgeschlagen und die Stelle unterstrichen haben, wo es heißt: „Komm, ich will Dir zeigen das Urtheil der großen Hure, die da auf vielen Wassern sitzt ... Und ich sahe das Weib sitzen auf einem rosinfarbenen Thier, das war voll Namen der Lästerung und hatte sieben Häupter und zehn Hörner. Und das Weib war bekleidet mit Scharlach und Rosinfarbe und übergoldet mit Gold und edlen Steinen und Perlen; und hatte einen goldenen Becher in ihrer Hand voll Gräuels und Unsauberkeit ihrer Hurerei, und an ihrer Stirn geschrieben den Namen, das Geheimniß: die große Babylon, die Mutter der Hurerei und aller Gräuel auf Erden." An den Rand aber hatte der respektlose Besucher geschrieben: „Die Dreyfus-Presse."

* * *

Ein Deutscher wird von Herrn Delcassé, Frankreichs Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, empfangen. Der Minister ist leutselig und spricht also zu ihm: „Das ist ja eine fürchterliche Geschichte, die da bei Ihnen in Magdeburg mit Müller und Schmidt passirt ist! Schon die erste Verurtheilung! Vier Jahre Gefängniß für eine alberne Notiz! Das kann man hierzulande gar nicht verstehen. Und dann, nachdem Müller so furchtbar streng bestraft worden ist, meldet sich Schmidt als Verüber der Geschmacklosigkeit und wird ebenfalls verurtheilt, zu drei Jahren Gefängniß! Zusammen also sieben Jahre für eine nichtsnutzige Kinderei. Im Geburtlande der Menschenrechte werden Sie dafür kein Verständniß finden. Und das Schlimmste kommt noch: Müller, dessen Unschuld seit acht Monaten, seit Schmidts Selbstbezichtigung, unzweifelhaft feststeht, bleibt im Gefängniß! Man läßt ihn nicht frei, entschließt sich nicht einmal zu einer Wiederaufnahme des Verfahrens, dessen Opfer er durch einen unheilvollen Justizirrthum wurde. Wie schön und wie klug wäre es von Ihrer Regirung, wenn sie diesen Unschuldigen begnadigte!" Der Deutsche geht hin und veröffentlicht brühwnrm diese „hochbedeutsamen Aeußerungen eines leitenden Staatsmannes." Die Presse aller Ordnungparteien fällt über Herrn Delcassé her: „Wie kommt der Mann dazu, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen und über Prozesse zu schwatzen, die sich seiner Kenntnisse und seiner Kritik entziehen? Es wird Zeit, diesen Herren wieder einmal zu zeigen, daß man sich im Deutschen Reich von heute solche Rückfälle in die napoleonische Tonart nicht mehr gefallen läßt. Ein kalter Wasserstrahl wird in Paris lehren, daß wir uns das Recht vorbehalten, Verbrecher auf unsere Art zu strafen."

Diese Geschichte ist erfunden. Herr Delcassé hat über die magdeburger Presse kein Wort gesagt; wenigstens ist kein Wort von ihm darüber in die Oeffentlichkeit

gedrungen. Herr Chlodwig, Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Kanzler des Deutschen Reiches und Besitzer des russischen Gutes Werki, hat sich aber mit einem Franzosen über den Herrn Alfred Dreyfus unterhalten und über den Prozeß von Rennes, über Frankreichs Regirung und Generalstab allerlei Glossen gemacht. Der Franzose hat diese Aeußerungen spornstreichs im Figaro veröffentlicht; und in Deutschland stellt man sich nun erstaunt darüber, daß ein Theil der französischen Presse diese Stimme aus der Fremde unter heftigen Tadelsworten zurückweist. Ein Bischen Gerechtigkeit, meine Herrschaften! Würden wir uns eine so unbefugte Kritik unserer Rechtsprechung von einem fremden Minister gefallen lassen? Hoffentlich nicht. Es ist das gute Recht des Fürsten zu Hohenlohe, jeden ihm passenden Gast zu empfangen und zu reden, was ihm beliebt. Er hat Herrn Leckert empfangen und dessen Frage nach der Bedeutung eines russischen Ministerwechsels beantwortet. Schön. Er hat in Lenbachs Atelier Herrn Dreyfus dem Nazarener verglichen, „dessen Unschuld man auch nicht eingestehen wollte". Sehr schön. Er hat dem Internationalen Geographenkongreß mitgetheilt, es sei die Aufgabe der Geographen, „neue Absatzgebiete" zu entdecken, und, Deutschland sei ein Industriestaat geworden, was er, der Kanzler, als Grundbesitzer bedauern aber nicht ändern könne. Wunderschön, — obwohl Mancher vielleicht denken wird, ein Landwirth, dessen größter Grundbesitz in Rußland liegt, könne am Ende nicht ganz die selben Interessen haben wie seine deutschen Berufsgenossen, denen die russische Einfuhr die Preise verdirbt. Wenn der Kanzler aber auf Reichskosten Empfänge veranstaltet, dann sollte er in der Unterhaltung mit wildfremden Menschen doch recht vorsichtig sein und Alles vermeiden, was bei einem beträchtlichen Theil eines mißtrauischen Nachbarvolkes Mißstimmung erregen könnte. Daß er Herrn Dreyfus für unschuldig hält, wissen wir nun nachgerade — im November 1897 hielt der Deutsche Botschafter in Paris auch den biederen Esterhazy für unschuldig — und der Ausdruck dieser Ueberzeugung wird durch ewige Wiederholungen nicht wirksamer, namentlich nicht auf französische Gemüther, die in so eifrigen Versicherungen ein bedenkliches Uebermaß an Interesse finden ... Im Uebrigen war der Artikel des begnadeten Franzosen für deutsche Leser recht amusant. Der aufrechte Republikaner Gaston Routier wedelt recht nach der Byzantinerkunst Ihm ist der Kanzler nur Son Altesse Sérénissime, ein „berühmter", „glänzender", „illustrer" und „mächtiger" Staatsmann. Er stellt Vergleiche zwischen Bismarck, dessen Bild im Empfangssaal des Kanzlerpalais hängt, und Hohenlohe an und es versteht sich, daß sie durchaus zu Gunsten des dritten Kanzlers ausfallen, an dem ihm ganz besonders die ungewöhnliche Willenskraft imponirt. Leider hat der mächtige Staatsmann sich nur über die Affaire ausgesprochen. Dabei meinte er, schon die Zuerkennung mildernder Umstände sei ein Beweis für die Unschuld des Heiligen von Carpentras. Das ist zwar bereits recht oft gesagt worden, dadurch aber nicht wahrer geworden. Die Zubilligung mildernder Umstände kann auch in persönlichen Verhältnissen des Angeklagten begründet sein. So wäre es z. B. nicht undenkbar, daß einem Minister, der von einem Staatsgerichtshof des Verfassungbruches schuldig gefunden wird, mildernde Umstände zugebilligt würden, weil die Richter annähmen, der Angeklagte sei nicht im Stande gewesen, sich über die Tragweite seiner Handlungen klar zu werden.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.